

**Alterndes Geld –
Das Konzept Rudolf Steiners aus
geldtheoretischer Sicht**

Inhaltsverzeichnis

| | |
|--|-----------|
| Vorwort | 1 |
| Kapitel 1 Anknüpfungspunkte bei Rudolf Steiner | 3 |
| I. Das Geld als Machtinstrument | 3 |
| II. Das Geld und die Existenzmittelbeschaffung | 4 |
| III. Funktionskriterien für das Wirtschaftsleben | 5 |
| 1. Geld als Äquivalent für Ware und Leistung | 6 |
| 2. Abhängige Arbeit | 7 |
| 3. Verpflichtung zur Gegenleistung | 7 |
| 4. Kein »Parlamentieren« in Gremien | 8 |
| 5. Vertraglicher Interessenausgleich | 8 |
| 6. Jeder für jeden | 9 |
| 7. Bedürfnisgerechte Bewertung von Leistungen | 9 |
| 8. Kapitallenkung zum Tüchtigen hin | 13 |
| 9. Gütererzeugung nach den Bedürfnissen | 14 |
| IV. Kriterien eines richtigen Geldes | 14 |
| 1. Unsinnige Selbstvermehrung von Geldvermögen | 14 |
| 2. Geld zur alsbaldigen »Verwendung« | 15 |
| 3. Entwertung von nicht zirkulierendem Geld | 15 |
| 4. Geld als Anweisung auf Waren oder Leistungen | 16 |
| 5. Ersparnisse als Anspruch auf spätere Leistung | 16 |
| V. Alternendes Geld | 16 |
| 1. Orientierung an der Alterung von Waren | 17 |
| 2. Keine Inflation der Währung | 17 |
| 3. Natürliche Entstehung des alternden Geldes | 18 |
| VI. Die drei Geldfunktionen des Kaufens, Leihens und Schenkens | 20 |
| 1. Kaufgeld | 20 |
| 2. Leihgeld | 21 |
| 3. Schenkgeld | 22 |
| 4. Ausgleichsfunktionen der Geldarten | 22 |
| Kapitel 2 Rudolf Steiners Gedanken im Lichte neuerer monetärer Erkenntnisse | 25 |

| | | |
|---|--|-----------|
| I. | Ansätze der neueren Geldtheorie | 25 |
| 1. | Liquiditätstheorie | 25 |
| 2. | Einsparung von Transaktions- und Informationskosten | 25 |
| 3. | Wohlfahrtsökonomische Überlegungen | 26 |
| 4. | Geld nach dem Vorbild von Sachkapital | 28 |
| 5. | Optimale Liquidität | 29 |
| II. | Vom sich selbst vermehrenden Geld zum optimalen Kaufgeld | 29 |
| 1. | Die Selbstvermehrung von Geldvermögen | 29 |
| 2. | Der kostenlose Nutzen des Geldes | 30 |
| 3. | Zins als Preis des Liquiditätsnutzens von Geld | 31 |
| 4. | Der Mehrwert des Geldes als Zugabe zu seinem Tauschwert | 31 |
| 5. | Kapitalkosten als hängenbleibende Liquidisierungskosten | 32 |
| 6. | Neutralisierung des Mehrwertes von Geld | 32 |
| 7. | Alterndes Geld | 33 |
| 8. | Motivierung der Menschen durch Geldeigenschaften | 33 |
| 9. | Geld als überlegener monetärer Joker | 34 |
| III. | Abbau der Vormachtstellung von Geld | 36 |
| 1. | Entbehrliche und unentbehrliche Liquidität | 36 |
| 2. | Die Abhängigkeit der Produzenten, Händler und Konsumenten vom Geld | 36 |
| 3. | Lösung der Abhängigkeitsbande durch alterndes Geld | 37 |
| IV. | Veränderungen in der Existenzmittelbeschaffung | 38 |
| 1. | Die Mentalität von Kapitalrentnern | 38 |
| 2. | Sozial-anthropologische Abhängigkeiten | 39 |
| 3. | Umerziehung durch den Umgang mit alterndem Geld | 40 |
| V. | Konvergenz der geldtheoretischen Ansätze | 41 |
| Kapitel 3 Alterndes Geld als optimaler Funktionenverbund von Kaufgeld, Leihgeld und Schenkgeld | | 43 |
| I. | Optimales Leihgeld | 43 |
| 1. | Geldverleih als transtemporaler Liquiditätsaustausch | 43 |
| 2. | Keine Prämierung von Zukunftspräferenz | 44 |
| 3. | Verleih von Geld als Kauf von Obligationen | 44 |
| 4. | Alterndes »Unternehmergeld« | 45 |
| II. | Optimales Schenkgeld | 45 |
| 1. | Die Magie des Geldes | 45 |
| 2. | »Schenkungen« über die Preise | 46 |
| III. | Optimaler Verbund der monetären Funktionen | 47 |
| Kapitel 4 Alterndes Geld in der Praxis | | 49 |

| | | |
|------|---|----|
| I. | Die Münzeneruerungen im Mittelalter | 49 |
| II. | Das Freigeld | 50 |
| III. | Praktische Vorschläge der Fachökonommen | 50 |
| | 1. Irving Fisher: »stamp scrip« auf nationaler Ebene | 50 |
| | 2. Der »Keynes-Plan« für das internationale Währungssystem | 50 |
| IV. | Der politische und der wirtschaftlich-»natürliche« Weg zum alternden Geld . | 51 |
| V. | Oeconomia Augustana | 52 |
| | 1. Die Banktechnik | 52 |
| | 2. Oeconomia Augustana und Barter-Klubs | 55 |
| | 3. Mitwirkung der öffentlichen Hand | 55 |
| VI. | Alterndes Geld kein Allheilmittel | 56 |
| | 1. Umverteilung und nicht vermehrbare Güter | 56 |
| | 2. Umweltprobleme | 58 |
| | 3. Der Generationenbetrug | 58 |
| | 4. Kapitalistische Institutionen | 59 |
| | 5. Der monetäre Wasserkopf als »Altlast« des Kapitalismus | 59 |
| | 6. Schutzwürdige Erwartungen kleiner Sparer | 60 |

Vorwort

5

Dieses Büchlein entstand aus einem Vortrag: Die Hamburger *Arbeitsgemeinschaft für Bankwesen und Sozialgestaltung – Kontaktstelle zur GLS Gemeinschaftsbank* hatte mich gebeten, über »alterndes Geld« zu sprechen. Mein Versuch, mich in die Gedankenwelt von Rudolf Steiner etwas tiefer einzulesen, um seine sozial-ökonomischen und geldordnungspolitischen Vorstellungen nachvollziehen und sie mit neueren monetären Erkenntnissen in Verbindung bringen zu können, führte schließlich zu Aufzeichnungen und Ausführungen, die den Rahmen des Vortrages erheblich sprengten. Da sie mir jedoch als geeignete Grundlage für ein Gespräch zwischen Anthroposophen und interessierten Ökonomen erscheinen, werden sie hiermit allgemein zugänglich gemacht.

Anthroposophen werden sich beim Lesen vielleicht nicht ganz zu Hause fühlen. Anderen Lesern, die die anthroposophische Sprache nicht gewöhnt sind, wird es ebenso ergehen. Das läßt sich nicht vermeiden, wenn es darum geht, Sprachbarrieren abzubauen und einen kleinen Beitrag zur Überwindung unserer heutigen babylonischen Isolierung durch unterschiedliche Sprachen zu leisten. Wer da Vermittlungs- und Übersetzungsarbeit leisten will, muß hin- und herwandern, also fast eine dritte Sprache sprechen, mit der die beiden anderen verbunden werden. Vom Leser verlangt das die Offenheit, Bereitschaft und Anstrengung, sich auf jeweils ungewohnte Wendungen einzulassen und besonders aufmerksam zu werden, wenn meine Ausführungen von dem abweichen, was ihm vertraut ist.

Meiner Auffassung nach hat Rudolf Steiners »alterndes Geld«, ökonomisch präzisiert und verfeinert, grundlegende Vorteile. Es konvergiert mit einem Konzept von »Optimaler Liquidität«, das den liquiditätstheoretischen Ansatz, den Transaktionskostenansatz und wohlfahrtsökonomische Kriterien der neueren Geldtheorie miteinander zu einem geldordnungspolitischen System verbindet. Es kann daher viel Gutes im Wirtschaftsorganismus bewirken. Aber es ist kein Allheilmittel.

6

Rudolf Steiner verfolgte u. a. die Idee, daß sich das alternde Geld in der Wirtschaft gewissermaßen von selbst aus den Bedürfnissen heraus ergeben sollte, also auf »natürliche Weise« und aus der »Natur der Verhältnisse«, nicht wie bei den Anhängern von Silvio Gesell durch künstliche, staatlich auferlegte Geldgebühren. Dem wird im folgenden insofern Rechnung getragen, als Barter-Klubs und Kompensationsgeschäfte als Transaktionsverfahren gedeutet werden, mit denen die Menschen versuchen, den Zwängen des nicht optimalen Geldes auszuweichen, und indem aufgezeigt wird, daß der Bedarf nach natürlichen Formen des Wirtschaftsverkehrs noch besser befriedigt wird, wenn die Menschen im Wege der Selbsthilfe sich ein optimales alterndes Geld selbst schaffen. Dieses Geld geht dann – ganz im Sinne des Steinerschen Vertrauens auf die selbstschaffenden Kräfte im sozioökonomischen Organismus – hervor aus den »natürlichen« Bedürfnissen des Wirtschaftens und Tauschens. Welches Verfahren heute die heilsamste Wirkung verspricht, das »natürliche« nach den Erwartungen Steiners oder das »politische«, wie Gesell es vorgeschlagen hat, kann einstweilen unentschieden bleiben. Wichtig scheint mir, daß

sich jetzt die gemeinsamen Grundlagen schärfer abzeichnen und es daher leichter fällt, einander zu verstehen und am gleichen Strang zu ziehen.

Wird »alterndes Geld« eingerichtet, dann bleiben die Menschen zunächst die gleichen. Das ist keine Schwäche, sondern eine Stärke des Konzeptes, daß es nicht den anderen, besseren Menschen voraussetzt, sondern mit dem alten Adam beginnt, wie er nun einmal ist. Wer freilich ungeduldig ist und die Menschen gleich und erst einmal besser machen will, wird enttäuscht sein. Ich beschwöre weder den Leser noch die Teilnehmer am Wirtschaftsleben, endlich in sich zu gehen und Buße zu tun. Ich beknie sie nicht, ihr Eigeninteresse an der Garderobe abzugeben, bevor ich sie in der Werkstatt oder im Salon als Menschen begrüße und anerkenne.

7 Aber ich erwarte aufgrund fundierter Beobachtungen und Annahmen, daß sich gleichwohl etwas zu größerer Menschlichkeit hin ändert, wenn die Wirtschaft mit »alterndem Geld« arbeitet. Denn die Grundlage dafür, daß die guten Seiten des Menschen sich nachhaltiger entfalten, wird verbessert; und auf diesem Wege wird auch die Ausgangslage günstiger z. B. für anthroposophische Bemühungen mit den Menschen um den Menschen.

Auch sollte man es dem »alternden Geld« nicht als Fehler ankreiden, wenn mit ihm nicht gleich alle ökonomischen und sozialen und sonstigen Probleme als gelöst erscheinen. Noch einmal: Es ist kein Allheilmittel, keine exotische Wundermedizin. Aber es ist schon einiges gewonnen, wenn eine Anzahl von ökonomischen Problemen entschärft wird und wenn die Menschen nicht mehr länger wie bisher durch den Umgang mit dem Geld darin trainiert und fast dazu genötigt werden, ihren schlechteren Neigungen übermäßig nachzugeben.

Augsburg, den 16. Mai 1988 D. S.

1. Anknüpfungspunkte bei Rudolf Steiner

13

Wer den Titel dieser kleinen Schrift liest und Rudolf Steiners Werke kennt, erwartet wohl Gedanken eines Anthroposophen zum Thema »Geld«. Aber ich bin kein umfassender Kenner des Werkes Rudolf Steiners. Ich stehe ihm jedoch auch nicht als Gegner gegenüber, sondern als wohlwollend interessierter Beobachter. Als solcher hatte ich mich schon mit Steiners Schriften befaßt, aber doch verhältnismäßig wenig. Man darf daher von mir keine umfassende Steiner-Interpretation erwarten.

Es gibt jedoch Vergleichbarkeiten zwischen neueren Einsichten der monetären Theorie und einigen Ausführungen Steiners zur Ökonomie und zum Geld, die es wert sind, daß man ihnen nachgeht. Diese Ausführungen lassen sich nämlich in ihrer Mehrzahl zu einem Konzept zusammenfügen, das mit neueren geldtheoretischen Überlegungen gut verträglich ist, auch und obwohl der vorherrschenden Fachökonomie mit ihrem *homo oeconomicus* weitgehend ein anderes Menschenbild zugrundeliegt als der Anthroposophie.

Der Leser nehme also meine Ausführungen als das Angebot eines »Sympathisanten«: Ich möchte aufzeigen, wie man Steinersche Vorstellungen vom Geld fachökonomisch modernisieren, fundamentieren und vor allem präzisieren kann, und wie es möglicherweise gelingen könnte, zwischen volkswirtschaftlich aufgeschlossenen Anthroposophen und ebenso aufgeschlossenen Fachökonomien ein konstruktives Gespräch in Gang zu bringen.]

14

I. Das Geld als Machtinstrument

Steiner erkennt im Geld vor allem ein *Machtmittel*: Mit dem Geld werden im Wirtschaftsverkehr nämlich *nicht nur* »tote Waren«¹ oder »Leistungen«² bezahlt, die die Menschen einander erbringen. Gegen Geld als Gegenleistung für »Waren« und »Leistungen« hätte Steiner nichts einzuwenden. Mit Hilfe des Geldes kann man jedoch *auch* des anderen »Arbeit« als solche nutzen, indem man die Abhängigkeit des lohnabhängigen Arbeiters ausnutzt.

Was Steiner am Geld stört, ist die Machtstellung des Geldbesitzers und die Abhängigkeit des anderen: »Daß man seinen Mitmenschen sein Geld gibt, das bedeutet nur, daß man die Mitmenschen am Gängelbände, am Sklavenbände führen kann, sie zwingen kann, daß sie für einen arbeiten.«³ Diese Eigenschaft des herkömmlichen Geldes verschwindet selbst dann nicht, wenn man es verschenkt: »Wenn man es schenkt, tut man ja auch gar nichts anderes, als daß

¹ Rudolf STEINER. *Die soziale Grundforderung unserer Zeit – in geänderter Zeitlage. Zwölf Vorträge, gehalten in Dornach und Bern vom 29. November bis 21. Dezember 1918.* 2. Aufl. Gesamtausgabe Band 186. Dornach, 1979, S. 49.

² Rudolf STEINER. *Die Kernpunkte der sozialen Frage – in den Lebensnotwendigkeiten der Gegenwart und Zukunft.* 5. Aufl. Gesamtausgabe 23. Dornach, 1961, S. 130.

³ STEINER, *Die soziale Grundforderung*, s. Anm. 1, S. 46.

man für denjenigen, dem man das Geld schenkt, soundsoviele Leute arbeiten läßt. Es ist nur ein Machtmittel. Dadurch, daß es Anweisung auf Arbeitskraft ist, ist es ein Machtmittel.«⁴

II. Das Geld und die Existenzmittelbeschaffung

Steiner fragt dann in bezug auf das herkömmliche Geld sehr direkt: »Ja, wie kann denn das anders werden, wenn das Geld eigentlich nur ein Machtinstrument ist?«⁵ Er meint, es müsse darauf hingearbeitet werden, »die Arbeit zu trennen von der Beschaffung der Existenzmittel«⁶:
 15 Es müsse eine »soziale Struktur« geschaffen werden derart, »daß niemand| für seine Arbeit entlohnt werden kann, daß die *Beschaffung der Existenzmittel* von ganz anderer Seite her bewirkt wird«. Dann nämlich könne niemand mehr »durch das Geld in die Arbeit gezwungen werden«.⁷

Wie aber soll man sich das vorstellen: daß niemand mehr »für seine Arbeit entlohnt« wird, daß die Existenzmittel vielmehr auf ganz andere Weise beschafft werden? Beim ersten Lesen erwecken Steiners Formulierungen den Eindruck, als müsse das ganze »Wirtschaftsleben« grundlegend nach anderen Prinzipien umgestaltet werden. Wenn Geld »eigentlich *nur* ein Machtmittel« ist, – muß es dann nicht ganz und gar abgeschafft werden, um die mißbilligte Macht aus der Welt zu schaffen? Und wenn man keine Lohnarbeit verrichten kann und darf, um sein Leben zu fristen, – soll man dann umsonst arbeiten, die Arbeitsprodukte oder die Arbeitserträge verschenken und darauf hoffen, daß auch die anderen so verfahren?

Das »Soziale Hauptgesetz« könnte in der Tat den Eindruck erwecken, als zielten diese Fragen in Richtung eines solchen wechselseitigen Altruismus: »Das Heil einer Gesamtheit von zusammenarbeitenden Menschen ist umso größer, je weniger der einzelne die Erträge seiner Leistungen für sich beansprucht, das heißt, je mehr er von diesen Erträgen an seine Mitarbeiter abgibt, und je mehr seine eigenen Bedürfnisse nicht aus seinen Leistungen, sondern aus den Leistungen anderer befriedigt werden.«⁸

Schaut man aber genauer hin, so zeigt sich: Man darf das Soziale Hauptgesetz nicht einfach so verstehen, wie es einem Außenseiter, der mit Rudolf Steiners übriger Gedankenwelt noch wenig vertraut ist, beim ersten Lesen erscheint. Zum einen zielt es seinem Wortlaut nach vor allem auf die *Mitarbeiter*, die z. B. in einer Unternehmensgesamtheit *zusammenarbeiten*, weniger direkt jedoch auf das Verhältnis einer solchen Gesamtheit zu den Konsumenten außerhalb dieser
 16 Assoziation. Außerdem ist im Sozialen Hauptgesetz offenbar eine ganze Reihe| von konkreteren Anforderungen, Maßstäben und Prinzipien zusammengefaßt und miteinbegriffen, die man sich beim Lesen und zum Verständnis vergegenwärtigen muß. Auch das Geld erscheint andernorts nicht »nur« als Machtinstrument, sondern auch in positiven Funktionen. Und so sehr Steiner sich dagegen wendet, daß man »durch das Geld in die Arbeit gezwungen« wird, so wenig wiederum hat er an anderen Stellen etwas dagegen, daß man für seine »Waren« und »Leistungen« Geld bekommt.

⁴ STEINER, *Die soziale Grundforderung*, s. Anm. 1, S. 53.

⁵ Ebd., S. 48.

⁶ Ebd., S. 49.

⁷ Ebd., S. 49.

⁸ Dazu neuerdings Stefan LEBER, Hrsg. *Das Soziale Hauptgesetz – Beiträge zum Verhältnis von Arbeit und Einkommen*. Stuttgart, 1986; Vgl. ferner Christoph STRAWE. *Marxismus und Anthroposophie*. Stuttgart, 1986, S. 175, 318.

Außerdem würde eine volkswirtschaftliche Gemeinschaft, die ihre Mitglieder ökonomisch ausschließlich auf die Selbstlosigkeit eines subjektiven und objektiven Altruismus programmierte und konditionierte, in ein unzumutbares und demütigendes Almosensystem entarten: In diesem System könnten dann zwar die altruistischen Geber ihren gebotenen Bedarf an tätiger Nächstenliebe befriedigen. Aber die Nehmer würden zu passiven Empfangsadressaten erniedrigt: Sie dürften die Gewährungen dankbar entgegennehmen, könnten aber ihr gutes und wohlverdientes Recht nicht beanspruchen; denn das *eigene* Recht, das der Sicherung und Durchsetzung eigener Interessen diene, wäre nicht altruistisch unberührt, sondern befleckt vom sündhaft verruchten Eigeninteresse der individuellen und selbständigen Persönlichkeit.

In einem allgemeinen System des reinen Altruismus wäre man als Nehmer jeweils abhängig vom Wohlwollen der Geber, und zwar sowohl, was das Ob und Überhaupt der Leistung betrifft, als auch die Auswahl des Begünstigten, was Höhe, Art, Güte und Zeitpunkt der Leistung betrifft. Eigene Interessen zu haben oder gar eigene Rechte zu fordern, um sie durchzusetzen – schon das verstieße gegen die Grundprinzipien des Systems und würde im gesellschaftlichen Vorfeld der Politik diffamiert. Es ist klar, daß ein solches System jeweils einseitiger altruistischer Leistungen für andere nicht nur ein schlechter, sondern gar kein Ersatz wäre für fehlende Rechtssicherheit und Gerechtigkeit, Gegenseitigkeit und Selbständigkeit⁹ aus eigenen Kräften| und Rechten. Die Beschenkten wären einer subtilen Macht von Schenkern ausgeliefert. Diese Macht wäre auch ideologisch gut getarnt; denn sie träte auf als ein gütiger Altruismus, der die Geber moralisch unangreifbar erscheinen ließe und einer Kritik daher nur sehr schwer zugänglich wäre.

Auch wäre das rein altruistische Konzept widersprüchlich: Wie soll man an das Geld kommen, das man verschenkt? Man müßte es sich schenken lassen, und es gäbe gar keine »Erträge« eigener Leistung, sondern nur noch Geschenke – Steiner jedoch kennt gerade nicht nur Schenkgeld, sondern auch *Kaufgeld* und *Leihgeld*.

III. Funktionskriterien für das Wirtschaftsleben

Wie wenig Steiner eine solche *Selbstverneinung* sowohl des Gebers (im selbst-losen reinen Altruismus) als auch des Nehmers (im ungeselligen reinen Egoismus) gemeint hat, zeigen viele einschlägige Stellungnahmen zum Wirtschaftsleben. Der reine Altruismus ist ohnehin nur das ungesunde Spiegelbild und Gegenteil des schieren Egoismus. Wie auch sonst in lebendigen Organismen führen Einseitigkeiten und Extreme in die Pathologie, während die lebendige Mitte durch Gleichgewichte und Ausgewogenheit gekennzeichnet ist. Das gilt auch für das Selbst und die anderen im sozial-ökonomischen Organismus.

Mir erscheinen insbesondere eine ganze Reihe von *Funktionskriterien*, die Rudolf Steiner aufstellt und die ich gleich aufzähle, als relevant im Zusammenhang mit Problemen und Funktionen des Geldes. Meine Auswahl ist allerdings durch die Blickrichtung auf die drei Geldarten bestimmt und daher perspektivisch einseitig. Anthroposophen werden auf Kriterien stoßen, die ihnen vielleicht weniger geläufig sind, und andere vermissen, die im ökonomischen Zusammenhang sonst dominieren. Das gilt vor allem insofern, als man durch das Geld auf die

⁹ Dieter SUHR. »Vom selbständigen Menschen im verfaßten Gemeinwesen«. In: *Fragen der Freiheit* 160 (Jan. 1983), S. 3–17.

18 dynamischen Geschäftskontakte ausgerichtet wird, während Fragen nach der internen Struktur von Unternehmens-»Assoziationen« etwas an den Rand rücken, – freilich nicht, soweit es darum geht, daß geldbedingte Abhängigkeiten in diese Bereiche hineinwirken. Von der monetären Perspektive her erklärt sich auch, daß ich ein- oder zweimal Kriterien hervorhebe, die mit anderen Äußerungen Steiners nicht ohne weiteres zusammenstimmen: Kriterien der Preisbildung etwa durch individuellen, *vertraglichen* Interessenausgleich statt durch »Parlamentieren« in *verbandsartigen Assoziationen* zwischen Produzenten, Händlern und Konsumenten. Mich dünkt, daß die vertragsbezogenen Vorstellungen realistischer und den individuellen Persönlichkeiten noch besser auf den Leib geschneidert sind als die Vision von Preisabstimmungsverbänden der Produzenten, Händler und Konsumenten. In dieser Vision werden, meine ich, nicht nur die *Kosten* an Zeit, sondern vor allem auch die Kosten an Freiheit und Selbständigkeit, an Individualität und Verantwortung etwas unterschätzt, die damit verbunden sind, wenn in Gremienentscheidungen von Verbandsorganen zu viele zu unterschiedliche Aspekte auf einmal behandelt und miteinander in ausgleichende Harmonie gebracht werden sollen.

Deshalb bitte ich, es als ein Diskussionsangebot aufzufassen, wenn der geldbezogene Ansatz scheinbar zu *perspektivischer Einseitigkeit* führt; gerade dieser *Kontrast* weist auf *fruchtbare Spielräume* und *Offenheiten*: auf *Unvollendetes des Noch-Werdenden* im Steinerschen Denken selbst hin. Man sollte diese Lebendigkeit der Vorstellungen nicht durch voreilige dogmatische Festlegungen verschenken. Solche geistigen und dadurch auch praktischen Verengungen und Versteinerungen wären, soweit ich Steiner kenne, alles andere als in seinem Geist und Sinne.

Ich finde also, daß man folgende Funktionskriterien Steiners im Auge behalten muß, wenn man der Frage nach optimalem Kauf-, Leih- und Schenkungsgeld im Sinne Steiners nachgeht:

1. Geld als Äquivalent für Ware und Leistung

19 »Geld darf in Zukunft kein Äquivalent sein für menschliche Arbeitskraft, sondern nur für tote Ware.«¹⁰ Als »Ware« erscheint in diesem Zusammenhang allerdings auch alles, was als eigenes *Arbeitserzeugnis* ins übrige Wirtschaftsleben entlassen wird, also auch sämtliche »Leistungen«, z. B. auch, »was ein Lehrer an seinen Schülern leistet«.¹¹ »Geld und Arbeit sind keine austauschbaren Werte, sondern nur Geld| und Arbeitserzeugnis. Gebe ich daher Geld für Arbeit, so tue ich etwas Falsches (...) Denn in Wirklichkeit kann ich nur Geld für ein Arbeitserzeugnis geben.«¹²

Hinter der Forderung, Geld solle nicht als Äquivalent für Arbeit als solche, sondern nur als Äquivalent für Ware und Leistung, also für Arbeitserzeugnisse, gezahlt werden, steckt wohl vor allem folgender Gedanke:

Arbeit an sich ist sinn- und richtungslos. Sinn und Richtung erhält sie erst dadurch, daß sie auf einen Sinn und Zweck ausgerichtet wird, und den bekommt die Arbeit vom Sinn und Zweck dessen, was sie hervorbringt: z. B. Waren, Leistungen, Arbeitserzeugnisse. Und diese Arbeitserzeugnisse bekommen ihren Sinn und Zweck von eigenen und fremden Wünschen und Bedürfnissen her. Wenn also nicht die Arbeit, sondern ihre Hervorbringungen mit Geld bezahlt

¹⁰ STEINER, *Die soziale Grundforderung*, s. Anm. 1, S. 49.

¹¹ STEINER, *Die Kernpunkte der sozialen Frage*, s. Anm. 2, S. 130.

¹² Ebd., S. 77.

werden »sollen«, dann soll mit Geld ausgedrückt werden, ob und in welchem Umfange die Sinnggebung in der Arbeit gelungen ist. So werden die Arbeit und ihre Entgeltung zu sinnvollen Vorgängen zwischenmenschlichen Verhaltens, Austauschens und Mitteilens.

In der Volkswirtschaft werden Naturprodukte durch Arbeit verändert, und nur dadurch, daß sie in die Zirkulation aufgenommen werden, »entsteht eigentlich erst ein volkswirtschaftlicher Wert«. ¹³ Da aber in der Zirkulation die Arbeiter an den Naturprodukten einerseits und andererseits die Verbraucher, für die das Produkt bestimmt ist, auseinanderfallen, muß der Mensch, für den das Produkt wertvoll werden soll, dem Arbeitenden signalisieren, inwiefern es für ihn wertvoll wird. Der eine leistet; der andere beurteilt die Leistung. ¹⁴

Werte entstehen weiter, wenn »Arbeit durch den Geist modifiziert wird«. ¹⁵ Aber auch diese Modifizierung zählt nur, wenn sie bewirkt, | was Menschen wertschätzen. Die Wertschätzung der Menschen macht die Arbeit und ihre Erzeugnisse zu Werten für die Menschen, und insofern erhalten die Leistungen ihren Wert gerade nicht nur von der abstrakten Arbeit her, sondern ebensosehr von denen, die die Leistungen nachfragen und dadurch ihre Wertschätzung bekunden. Jeder bringt an Leistung mit, was er der Wertschätzung des anderen anbietet, »und dasjenige, was nun herauskommt im volkswirtschaftlichen Prozeß, wenn Wert und Wert gewissermaßen zusammenprallen, um sich auszutauschen, das ist der Preis.« ¹⁶

20

2. Abhängige Arbeit

Geld »soll« von solcher Art sein, daß es nicht als *Lohn für Arbeit* fungiert, in die man sich *aus Abhängigkeit* begibt, sondern als äquivalente Anerkennung einer (aus Selbständigkeit heraus) erbrachten Leistung (für andere Selbständige). Nicht das Entgeltprinzip, nicht das Prinzip von Leistung und Gegenleistung wird in Frage gestellt, sondern nur der Lohn, der dafür gezahlt wird, daß man sich zur Existenzsicherung in die Abhängigkeitsbande der Lohnarbeit begibt. ¹⁷ Es geht um *die* Komponente der Erträge, die »durch die wirtschaftliche Übermacht des Arbeitgebers über den Arbeiter bedingt« ist. ¹⁸

3. Verpflichtung zur Gegenleistung

Wer von der Gesellschaft lebt, der soll sich ihr »verpflichtet« fühlen, – der muß der Allgemeinheit »dafür« auch wieder etwas »zurückarbeiten« und »zurückgeben«. ¹⁹ Zurückarbeiten und

¹³ Rudolf STEINER. *Aufgaben einer neuen Wirtschaftswissenschaft – I – Nationalökonomischer Kurs – Vierzehn Vorträge, gehalten in Dornach vom 24. Juli bis 6 August 1922 für Studenten der Nationalökonomie*. 5. Aufl. Gesamtausgabe Band 340. Dornach, 1979, S. 29.

¹⁴ Karl BUCHLEITNER. »Das Soziale Hauptgesetz und die Dreigliederung«. In: *Das Soziale Hauptgesetz – Beiträge zum Verhältnis von Arbeit und Einkommen*. Hrsg. von Stefan LEBER. 1986, 72f.

¹⁵ STEINER, *Aufgaben einer neuen Wirtschaftswissenschaft I*, s. Anm. 13, S. 33.

¹⁶ Ebd., S. 34.

¹⁷ STEINER, *Die soziale Grundforderung*, s. Anm. 1.

¹⁸ STEINER, *Die Kernpunkte der sozialen Frage*, s. Anm. 2, 48f.

¹⁹ STEINER, *Die soziale Grundforderung*, s. Anm. 1, 46f.

zurückgeben ist ein »Äquivalent«: nämlich »das Quantum von Arbeit, das für einen geleistet wird.«²⁰

21 Das Quantum, das man empfängt, ist zurückzuerstatten »in irgendeiner Form«, und zwar »in der Form, in der man es (zurückgeben) kann.«²¹|

Beim »Quantum Arbeit« taucht freilich das alte Problem auf, daß es extreme Unterschiede nicht bloß in der Nützlichkeit von »Arbeit-für-andere« gibt. Der eine arbeitet lieber langsam oder er arbeitet lieber wenig, und er verbraucht auch weniger. Der andere möchte viele Leistungen anderer in Anspruch nehmen und fragt sich, ob er dann wohl auch viel für andere leisten müsse. Wer soll nun bestimmen, was für ihn und was für den anderen ein nützliches Quantum ist und welches Quantum an nützlicher oder wenig nutzvoller Arbeit er welchen anderen dafür zurückarbeiten und zurückgeben soll? Genügt es, dabei einfach auf die Uhr zu schauen und Arbeitszeiten *nach Stunden* zu messen? Oder müssen das am besten die beiden betroffenen Persönlichkeiten selbst entscheiden: die, die eine Leistung abgibt, und die, die sie bekommen soll?

4. Kein »Parlamentieren« in Gremien

Bei der Produktion, beim Konsum und beim Austausch gilt ganz konkret: Die Betroffenen urteilen und entscheiden so weit wie möglich selbst »nach wirtschaftlichen Gesichtspunkten« über die einschlägigen und je anstehenden Fragen. Darüber soll auch nicht in Zusammenschlüssen nach politischem Muster »parlamentarisiert«²² werden: »Was einer wirklich braucht, kann nur er wissen und empfinden; was er leisten soll, will er aus seiner Einsicht in die Lebensverhältnisse des Ganzen beurteilen.«²³ »Das kann nicht durch Parlamentieren in Versammlungen geschehen. Vor solchen müßte man besorgt sein. Denn, wer sollte arbeiten, wenn unzählige Menschen ihre Zeit mit Verhandlungen über die Arbeit verbringen müßten?«²⁴ Auch würden Dritte, die gar nicht betroffen sind, sich leicht einmischen und Fremdbestimmung in die Entscheidungen hineintragen.²⁵|

22

5. Vertraglicher Interessenausgleich

»Dadurch, daß sich Interesse mit Interesse vertragsmäßig ausgleichen muß, werden die Güter in ihren entsprechenden Werten zirkulieren.«²⁶ Dabei erscheint jeder *Vertrag* zwischen Wirtschaftspartnern: jedes Sich-Vertragen, jedes Im-Vertrag-Übereinstimmen und jedes Im-Vertrag-Zusammenkommen als ein höchst konkretes und individuell-zwischen-menschliches »assoziatives« Element des Gesamtzusammenschlusses der Produzenten und Konsumenten im

²⁰ STEINER, *Die soziale Grundforderung*, s. Anm. 1, 46f.

²¹ Ebd., 46f.

²² STEINER, *Die Kernpunkte der sozialen Frage*, s. Anm. 2, S. 17.

²³ Ebd., S. 15.

²⁴ Ebd., S. 17.

²⁵ Wie hier mit weiteren Nachweisen aus Steiners Arbeiten: BUCHLEITNER, s. Anm. 14, S. 72-75.

²⁶ STEINER, *Die Kernpunkte der sozialen Frage*, s. Anm. 2, S. 17.

Wirtschaftsorganismus. Man assoziiert sich gewissermaßen in allen den Millionen von vertraglichen Übereinstimmungen ständig in den unterschiedlichsten Richtungen abwechslungsreich von neuem, nicht nur in Dauerverbindungen wie Vereinen, Unternehmen oder Staaten.

»In Abmachungen von Mensch zu Mensch, von Assoziation zu Assoziation vollzieht sich alles neben der Arbeit.«²⁷ Die Erzeugung und Bewertung der Erzeugnisse, der Interessenausgleich soll also sowenig wie möglich durch bevormundende Gremien, vielmehr soweit wie möglich durch je individuelle Qualitäten und Bedürfnisse einerseits und konkret zwischenmenschliche (genuin »wirtschaftliche« und nicht irgendwie »politische«) Verhandlungen und Verträge²⁸ andererseits bestimmt werden. Dann entspricht der allgemeine »Zusammenschluß« »den Einsichten der Arbeitenden und den Interessen der Konsumierenden«.²⁹

6. Jeder für jeden

»Jeder produziert auf dem Umwege durch das ganze Wirtschaftsleben für jeden.«³⁰ Dieser Umweg »durch das ganze Wirtschaftsleben« führt im einzelnen also über einen Wirtschaftsorganismus von Assoziationen und Verträgen, die so organisiert, konfiguriert und geordnet sind, daß jeder möglichst individuell-persönlich und »vertragsmäßig« mit dem Interessenten seiner Leistung den Wert und Preis aushandeln und vereinbaren kann, den er für die individuell-persönliche Leistung anderer zu zahlen bereit ist und den er für seine individuell persönliche Leistung von den anderen erwarten darf. Ich meine, daß »der Markt« gerade nicht, wie man gelegentlich befürchtet³¹, nur ein anonymer, abstrakter Mechanismus ist. Er ist vielmehr auch das Forum für möglichst konkrete wirtschaftliche Begegnungen, bei denen man untereinander konkret und individuell-zwischenmenschlich Leistungen schätzt und anerkennt, ohne dabei von Dritten oder Verbandsorganen oder gar vom Staat bevormundet zu werden.

23

7. Bedürfnisgerechte Bewertung von Leistungen

»Der Geldwert einer Ware wird dann der Ausdruck dafür sein, daß diese Ware in der den Bedürfnissen entsprechenden Menge durch die Einrichtung des Wirtschaftsorganismus erzeugt wird.«³² Und der Preis wird dementsprechend erst recht der Ausdruck dafür sein, ob und inwiefern die Leistung in einer den konkret-individuellen *Bedürfnissen der anderen Menschen* entsprechenden *Qualität* erzeugt worden ist.

Hier, wo es um die *bedürfnisgerechte* Erzeugung von Waren und Leistungen geht, zeigt sich übrigens die zwischenmenschliche Grundstruktur des Problems einer jeden arbeitsteiligen

²⁷ Ebd., S. 17.

²⁸ Dazu nochmals BUCHLEITNER, s. Anm. 14, 75f.

²⁹ STEINER, *Die Kernpunkte der sozialen Frage*, s. Anm. 2, S. 17.

³⁰ Ebd., S. 130.

³¹ Vgl. z. B. STRAWE, s. Anm. 8, S. 215.

³² STEINER, *Die Kernpunkte der sozialen Frage*, s. Anm. 2, S. 131.

Wirtschaftsgesellschaft, das sich immer wieder und auch unabhängig von Steiners Überlegungen stellt:

Einerseits erscheint es gerecht und billig, daß man für seine Leistung ein »Äquivalent« bekommt. Ebenso erscheint es zunächst als gerecht und billig, daß es sich dabei dem Typ nach um ein Äquivalent zu handeln habe, in dem auf die eine oder andere Weise das *gleiche Quantum Arbeit* steckt wie in der Leistung, für die man das Äquivalent erhalten soll. Doch ist dieser Lösungsansatz zu sehr am produzierenden Arbeiter und zu wenig am anderen Menschen ausgerichtet, für den die Leistung bestimmt ist. Er ist allem Anschein zum Trotz zu egozentrisch und zu individualistisch, zu wenig am Nächsten orientiert und zu wenig interaktionistisch. Er läßt die Wirtschaft erscheinen als ein System der Arbeit und der Produktion, in der Arbeit mit Arbeit, Aufwand| mit Aufwand zu entgelten ist, so daß auch Äquivalente nur als Arbeitsäquivalente vorstellbar sind.

24

Andererseits aber gehört zum Wirtschaften in der arbeitsteiligen Ökonomie immer typischerweise noch eine andere, fast entgegengesetzte, jedenfalls ebenbürtige und komplementäre menschliche Seite: die Befriedigung des Bedürfnisses, dem der ganze Aufwand dient. Gerade weil Geld ja nicht für »Arbeit« schlechthin, sondern für Arbeitserzeugnisse gezahlt werden soll, kommt es nicht nur auf die Arbeit an, sondern auf ihren sozialen Bezug, den sie in Gestalt des Arbeitserzeugnisses erlangt.

Arbeitserzeugnisse können daher nicht nur von seiten des Aufwandes her in bezug auf ihre Äquivalenz befragt werden, sondern auch von ihrer Eignung her, menschliche Bedürfnisse zu befriedigen. So gesehen können Arbeitsäquivalente ganz unterschiedliche Effekte haben, je nachdem, wie gut es dem Arbeiter gelingt, den anderen Menschen und ihren Bedürfnissen gerecht zu werden. Je mehr also nicht nur die Produzenten jeweils als solche in den Blick kommen und miteinander verglichen werden, sondern auch die bedürftigen Menschen, für die produziert wird, desto fragwürdiger werden abstrakte »Arbeitsäquivalente« als Maßstab und desto stärker muß sich auswirken, daß nur solche Arbeit und Leistung Gewicht bekommt, die in hinreichender Unterordnung unter die Bedürfnisse der anderen Menschen erbracht wird. Wenn Steiner sagt: Das Naturprodukt »muß wenigstens konsumfähig gemacht werden. Dann hat es einen Wert«³³, so ist das zu schwach; es anerkennt zu wenig, wie durchschlagend die Bedürfnisse der anderen den Wert der eigenen Produktionsleistung mitbestimmen. Schneidender kommt dieser Zusammenhang im Sozialen Hauptgesetz zum Ausdruck.

Nicht nur der ganze Produktionsapparat, sondern auch jede einzelne Leistung bekommt Sinn und Zweck von daher, daß um der Menschen willen gewirtschaftet wird. Wenn aber ein Arbeitsquantum Sinn und| Wert erst in dem Maße bekommt, wie es anderer Menschen Bedürfnisse befriedigt, – wie soll dann das Äquivalent definiert werden?

25

Es sollte weniger *definiert*, als vielmehr von den Betroffenen *bestimmt* werden: Der eine schätzt seinen Aufwand ein, der andere den Nutzen, jeweils gemessen am Maßstab der Währung, der für beide den gemeinsamen Nenner bildet, und dann müssen sie sich einigen. Im Ergebnis bekommt man dann ein Äquivalent, bei dem der Aufwand des einen zwar noch eine Rolle spielt, bei dem jedoch die Bedürfnisse des anderen eine ebenso wichtige Einflußgröße darstellen. Ein Koch

³³ Rudolf STEINER. *Aufgaben einer neuen Wirtschaftswissenschaft – II – Nationalökonomisches Seminar – Sechs Besprechungen mit den Teilnehmern am Nationalökonomischen Kurs in Dornach vom 31. Juli bis 5. August 1922.* 2. Aufl. Gesamtausgabe Band 341. Dornach, 1973, S. 60.

etwa, der eine Mahlzeit zubereitet, ohne seinen Gast zu fragen, und der dann erfahren muß, daß sein Erzeugnis dem Gast weder schmeckt noch bekommt, der produziert an dem vorbei, auf den es ankommt.

Es geht nicht nur um das Quantum abstrakten Aufwandes beim Produzenten, sondern auch um den Wert des Aufwandes, wenn die Leistung beim Empfänger ankommt.

Man kann das auch so ausdrücken: Zu der Arbeit und Leistung, die ein Erzeuger zu erbringen hat, gehört eine Aufgabe, die nicht leicht ist und nicht unterschätzt werden darf: die Aufgabe, sich über die Bedürfnisse der Mitmenschen so genau und einfühlsam wie möglich zu informieren. Je genauer der Preis die Bedürfnisse der anderen spiegelt, desto stärker motiviert er zu diesem informativen Entgegenkommen und Einfühlen. Je stärker der Preis nur abstrakte Arbeitsquanten spiegelt, desto weniger braucht Rücksicht genommen zu werden auf den jeweiligen ökonomischen Nächsten. Im Preis soll also das Eigeninteresse des Leistungsempfängers ausgedrückt, aber vor allem auch: anerkannt werden.

Man hat es hier nicht mit einem moralischen, wohl aber mit einem strukturellen Altruismus zu tun: »Der Geldwert einer Ware wird dann der Ausdruck dafür sein, daß diese Ware in der den Bedürfnissen entsprechenden Menge« (und in einer den Bedürfnissen entsprechenden Qualität) »durch die Einrichtung des Wirtschaftsorganismus erzeugt wird«!

Der Geldwert einer Leistung als Ausdruck für die gelungene Bedienung fremder Bedürfnisse ist zugleich Lohn und Anerkennung³⁴ für den Erzeuger der Leistung und damit Bedienung seiner eigenen materiellen und seelisch-zwischenmenschlichen Bedürfnisse. So ist der »strukturelle Altruismus« zugleich ein Prinzip der Wahrung und Anerkennung der je eigenen Interessen sowohl des Nächsten als auch seiner selbst: ein struktureller Verbund von »Altruismus« und »Egoismus«!

Rudolf Steiner hat alles das sehr genau im Zusammenhang mit der Arbeitsteilung gesehen: Die Arbeitsteilung hat, konsequent zu Ende geführt, die eigenartige Folge, »daß niemand dasjenige, was er erzeugt – volkswirtschaftlich gesprochen –, für sich selbst verwendet! Was heißt das?«³⁵ »Je weiter die Arbeitsteilung vorrückt, desto mehr muß das kommen, daß immer einer für die anderen arbeitet, für die unbestimmte Sozietät arbeitet, niemals für sich. Das heißt mit anderen Worten: Indem die moderne Arbeitsteilung heraufgekommen ist, ist die Volkswirtschaft darauf angewiesen, den Egoismus mit Stumpf und Stiel auszurotten. Bitte, verstehen Sie das nicht ethisch, sondern rein wirtschaftlich! Wirtschaftlich ist der Egoismus unmöglich (geworden). Man kann nichts für sich mehr tun, je mehr die Arbeitsteilung vorschreitet, sondern man muß alles für die anderen tun. Im Grunde ist durch die äußeren Verhältnisse der Altruismus als Forderung schneller auf wirtschaftlichem Gebiete aufgetreten, als er auf religiös-ethischem Gebiet begriffen worden ist.«³⁶ Und daraus folgt: »Wir müssen den Weg finden in das moderne Volkswirtschaften, wie kein Mensch für sich selber zu sorgen hat, sondern nur für die anderen, und wie auf diese Weise auch am besten für jeden einzelnen gesorgt ist. Das könnte als ein

26

³⁴ Skeptisch zum Gedanken der Anerkennung in diesem Zusammenhang äußert sich Steiner im Nationalökonomischen Seminar (oben Anm. 33), S. 28ff., 40f.

³⁵ STEINER, *Aufgaben einer neuen Wirtschaftswissenschaft I*, s. Anm. 13, S. 44.

³⁶ Ebd., S. 46.

Idealismus genommen werden; aber ich mache Sie noch einmal darauf aufmerksam: Ich spreche (...) weder idealistisch noch ethisch, sondern volkswirtschaftlich.«³⁷

27 Ungeachtet dieser unmißverständlichen Warnungen Steiners wird das Soziale Hauptgesetz z. B. bei Gerhard von Beckerath gegen die empfohlene volkswirtschaftliche Interpretation geradezu abgeschirmt und doch wieder religiös-ethisch aufgefaßt – und eben dadurch einseitig| altruistisch verklärt.³⁸ Die Sätze, die von Beckerath zur Bestätigung seiner Deutung zitiert, beziehen sich denn auch gerade nicht auf die frei ausgetauschten Leistungen der Menschen füreinander, sondern auf denjenigen, der als »Lohnempfänger« in abhängiger Arbeit »noch ein Selbstversorger« in dem Sinne ist, daß er »so viel hingibt, als er erwerben will, der gar nicht kann so viel an den sozialen Organismus hingeben, als er hinzugeben in der Lage ist (...). Denn Selbstversorgen heißt, für den Erwerb arbeiten; für die anderen arbeiten heißt, aus der sozialen Notwendigkeit arbeiten.«

In diesem Kontext nicht des freien Austausches von Leistungen füreinander, sondern des Zuganges zur abhängigen Arbeit wird verständlich, daß Steiner gegen die Formel vom »Recht auf den vollen Arbeitsertrag« polemisiert: »phrasenhaftes Wort«.³⁹ Unterscheidet man jedoch zwischen dem Lohn für abhängige Arbeit, der dem Sozialen Hauptgesetz nicht entspricht, und der freien Leistung für andere auf Gegenseitigkeit, die aus der sozialen Notwendigkeit entspringt, so klären sich die zunächst noch undeutlichen und verschwommenen Vorbehalte gegenüber der volkswirtschaftlich angemessenen Deutung des Sozialen Hauptgesetzes; die scheinbaren Widersprüche oder Wandlungen im Denken Steiners zu dieser Frage verschwinden.

28 Gerade durch seine volkswirtschaftliche Dimension bekommt das Soziale Hauptgesetz Rudolf Steiners in meinen Augen einen anderen, tieferen Sinn, als es zunächst scheint. Wo für den Außenseiter an der Oberfläche der schiere moralische Altruismus durchklingt, hat man es in der Tiefenstruktur des Satzes damit zu tun, daß jedem der Blick dafür geöffnet wird, wie sehr es nicht auf die Arbeit für sich selbst und auf die schöpferische Produktion an sich ankommt, sondern darauf, wie sehr man sich bei der Arbeit an den anderen ausrichtet und für sie| leistet. Arbeitet jeder für sich und konsumiert die Ertragnisse seiner Arbeit, so mag er zwar den Geschmack seines Brotes genießen. Aber es entgeht ihm die geistig-soziale Befriedigung und Anerkennung, die Genugtuung und Freude, zum Leben und zur Freude anderer beigetragen zu haben. Zu dem bloß physischen Verzehr und Genuß kommt beim Erzeugen und Leisten auf Gegenseitigkeit die psychische Mitfreude hinzu.⁴⁰ Und deshalb hat es Sinn, nicht nur von größerer materieller »Wohlfahrt« zu reden, sondern vom größeren »Heil« solcher Befriedigung der eigenen materiellen und seelischen Bedürfnisse auf dem Umweg über die bestmögliche Befriedigung der gleichen Bedürfnisse von Mitmenschen.

³⁷ STEINER, *Aufgaben einer neuen Wirtschaftswissenschaft I*, s. Anm. 13, S. 47.

³⁸ Gerhard von BECKERATH. »Zum Verstehen des Sozialen Hauptgesetzes«. In: *Das Soziale Hauptgesetz – Beiträge zum Verhältnis von Arbeit und Einkommen*. 1986, S.79ff., 83ff.

³⁹ BECKERATH, s. Anm. 38, S. 85; Rudolf STEINER. *Wie wirkt man für den Impuls der Dreigliederung des sozialen Organismus? – Zwei Schulungskurse für Redner und aktive Vertreter des Dreigliederungsgedankens – Zwölf Vorträge und eine Fragenbeantwortung, gehalten am 1. und 2. Januar und vom 12. bis 17. Februar 1921*. 4. Aufl. Gesamtausgabe Band 338. Dornach, 1986, S. 134.

⁴⁰ Zu dieser Psychologie der Mitfreude und des Mitleids: Dieter SUHR. »Philosophisch-operationale Überlegungen zur Wert - und Normenfindung in Bildung und Wissenschaft«. In: *Werte, Ziele und Methoden der Bildungsplanung*. Hrsg. von Herbert STACHOWIAK. 1977, S. 97-114.

Zu alledem kommt noch eine Überlegung hinzu: Wenn der Preis im Sinne des Äquivalentes der wirtschaftliche »Ausdruck«, also geradezu die Botschaft dafür ist, daß die Leistung des einen nicht an den Bedürfnissen seiner Mitmenschen vorbeigeschickt worden ist, dann kann dieser Preis nicht zugleich Ausdruck dafür sein, ob der Produzent alleinstehend ist oder eine Frau oder eine Familie mit sechs Kindern und einem kranken Großvater zu ernähren hat. Wollte man beides miteinander verbinden, dann würde keine der Aufgaben mehr gut gelöst: weder die, bedürfnis- und leistungsgerechte Informationen über Äquivalente zu bekommen, noch die, die Existenzmittel für den Produzenten und seine Familie zu sichern. Die sockelartige Sicherung der Existenzmittel müßte also, wie Steiner sagt, »von ganz anderer Seite aber bewirkt werden«. Funktionale Differenzierung und Trennung tut not.⁴¹

8. Kapitallenkung zum Tüchtigen hin

Kapital soll »zum Klugen schwimmen«, und zwar auf den Gefällestrecken, die durch die »Niveaudifferenz« zwischen den verschiedenen| »menschlichen Qualitäten der Menschen« vorgegeben sind!⁴² Steiner erstrebt einen Kreislauf der Mittel, der diese Mittel »immer von neuem zu denjenigen Personen hinträgt, deren individuelle Fähigkeiten sie in der möglichst besten Art der Gemeinschaft nutzbar machen können«. ⁴³ Insoweit schichtet Steiner offenbar wiederum das Einkommen, das die *Existenzmittel* verschafft und die Bedürfnisse des Betroffenen und seiner Familie zu berücksichtigen hat, von dem Zustrom an Mitteln ab, die dem Betroffenen zu *Produktionszwecken* anvertraut werden.

Diese allokationstechnische Unterscheidung ist in der Tat unerläßlich, wenn es nicht zu hoffnungslosen theoretischen Verwirrungen und praktischen Reibungsverlusten kommen soll. Zur Veranschaulichung denke man sich z. B., daß die Allokation der Produktionsmittel über Prämien bewirkt werden könnte, die *in den Preisen* stecken, während das Familieneinkommen gegebenenfalls ergänzt wird durch Zahlungen, die eher denen vergleichbar sind, die heute die staatliche Sozialhilfe erbringt, um die Existenzmittel zu sichern. (Nicht, daß ich damit das staatliche Sozialhilferecht zur Existenzmittelsicherung im Sinne Steiners hochstilisieren möchte! Es geht mir nur um ein Beispiel für eine Aufgabenunterscheidung, deren Lösung je nach Haltung und Weltanschauung so oder so ausfallen kann und bei der Anthroposophen wohl weniger staatliche Verfahren anstreben würden. als die der Sozialhilfe.)

Man kann auch hier wieder nicht beides zugleich auf brauchbare, gerechte und durchsichtige Weise machen: einerseits Kapital zum Tüchtigen schwimmen lassen und andererseits die Existenzmittel nach persönlichen und familiären Bedürfnissen angemessen dosieren und verteilen. Beides zu verbinden, das hieße wiederum, keines von beiden gut einzurichten. Funktionale Trennung tut not.

⁴¹ Siehe dazu auch Folkert WILKEN. *Das Kapital und das Geld*. 1981, 224ff.

⁴² STEINER, *Aufgaben einer neuen Wirtschaftswissenschaft I*, s. Anm. 13.

⁴³ STRAWE, s. Anm. 8, S. 184.

9. Gütererzeugung nach den Bedürfnissen

30 »Im Wirtschaftsleben (wird) nicht (mehr) der Impuls ausschlaggebend sein, welcher durch die bloße Menge der Produktion Reichtum ansammeln will, sondern es wird die Gütererzeugung sich den Bedürfnissen anpassen.«⁴⁴ Das Unternehmen soll dem Typ nach nicht mehr durch den selbständigen Kapitalgeber und Arbeitgeber einerseits und unselbständige Lohnarbeiter andererseits gekennzeichnet sein, sondern erscheint als Verbindung gleich unabhängiger Menschen, deren Beziehungen zueinander nicht länger durch Strukturen der Geldordnung asymmetrisch verformt werden. Dann arbeitet man im Unternehmen um der Entfaltung und der Existenzmittelbeschaffung willen zusammen auf Gegenseitigkeit, und auf seiten des Kapitalgebers tritt die Erwartung zurück, Kapitalerträge einzustreichen, hinter denen keine wirkliche eigene Leistung steckt.

IV. Kriterien eines richtigen Geldes

Zunächst einmal kann man mit Rudolf Steiner wie folgt fragen und antworten:

»Was ist eigentlich für den heutigen sozialen Organismus das Geld? Es ist das Mittel, um gemeinsame Wirtschaft zu führen. Stellen Sie sich nur einmal die ganze Funktion des Geldes vor. Sie besteht darinnen, daß ich einfach für dasjenige, was ich selbst arbeite, Anweisung habe auf irgend etwas anderes, was ein anderer arbeitet. Und sobald es irgend etwas anderes ist als diese Anweisung, ist es unberechtigt im Sozialen Organismus.«⁴⁵

31 »Es mag religiös und ethisch das Geld eine noch so schlimme Sache sein; im volkswirtschaftlichen Sinne ist das Geld der im volkswirtschaftlichen Organismus drinnen wirksame Geist. (...) Es muß im volkswirtschaftlichen Prozeß das Geld geschaffen werden, damit überhaupt der Geist einen Fortschritt findet von dem Ausgangspunkt aus, wo er sich nur an die Natur wendet... Geld ist realisierter Geist.«⁴⁶

Mit anderen Worten: Geld ist notwendig. Es fungiert als Anweisung und Anwartschaft auf ein Leistungsäquivalent. Im einzelnen ergeben sich weitere Geldkriterien und Anforderungen:

1. Unsinnige Selbstvermehrung von Geldvermögen

Das *allgemeine monetäre Prinzip*, das sich im Hintergrund abzeichnet, wo Steiner dem Geld den Charakter des Machtinstrumentes nehmen will, tritt zum einen *negativ* dadurch hervor, daß ein allgemeiner und charakteristischer *Mangel* des gegenwärtigen Geldes beschrieben wird: »Es gibt heute etwas höchst Unnatürliches in der sozialen Ordnung, das besteht darin, daß das Geld sich vermehrt, wenn man es bloß hat. Man legt es auf eine Bank und bekommt

⁴⁴ STEINER, *Die Kernpunkte der sozialen Frage*, s. Anm. 2, S. 131.

⁴⁵ Rudolf STEINER. *Die Befreiung des Menschenwesens als Grundlage für eine soziale Neugestaltung – Altes Denken und neues soziales Wollen – Neun öffentliche Vorträge, gehalten zwischen dem 11. März und 10. November in Basel, Bern und Winterthur*. Gesamtausgabe 329. Dornach, 1985, S. 140.

⁴⁶ STEINER, *Aufgaben einer neuen Wirtschaftswissenschaft I*, s. Anm. 13, S. 58.

Zinsen (...) Das ist ein völliger Unsinn.«⁴⁷ Dahinter steht der Gedanke: Von nichts kommt nichts; ohne eigene Leistung kein Recht auf eigenen Nutzen. Der Wertzuwachs bei Geldanlagen erscheint als nicht verdienter und nicht legitimer Transfer aus Anlaß der Überlassung von Geld: als ökonomisch unrechtmäßiges Einkommen aus dem Mißbrauch des Zirkulationsmittels zu Zwecken der persönlichen Bereicherung.

2. Geld zur alsbaldigen »Verwendung«

Wenn einst die Existenzmittelbeschaffung von der Lohnarbeit getrennt sein wird, dann in einem System, in dem das Geld sogleich »verwendet wird, wenn es da ist, wenn es erzeugt wird als Äquivalent der Waren, die da sind.« »Es muß verwendet werden, es muß zirkulieren.«⁴⁸

Geldtheoretisch läuft das hinaus auf eine monetäre Funktionsbestimmung derart, daß das Geld nur noch Liquiditätsmittel und Tauschmittel, nicht aber mehr Schatzmittel und Wertaufbewahrungsmittel sein soll. Daß das Geld nicht mehr für die Wertaufbewahrung verwendet werden soll, bedeutet freilich nicht, daß nicht mehr mit Hilfe von Geld gespart werden dürfte. Im Gegenteil: Selbstverständlich darf und soll Geld nach wie vor dafür verwendet werden, etwa eine Portion Alterssicherung zu erwerben: sei es in Gestalt eines Anspruchs an die Rentenversicherung, sei es in Gestalt eines schlichten terminierten Anspruchs auf eine Geldzahlung, sei es in Gestalt von Hausbesitz, Kostbarkeiten oder Gold und Diamanten. Nur eben das Geld als solches soll weiterwandern.

32

3. Entwertung von nicht zirkulierendem Geld

Dazu, daß das Geld alsbald »verwendet« wird, gehört, »daß Geld sich nicht vermehrt, sondern daß es sich vermindert.«⁴⁹ »Dadurch wird die Bewegung eine natürliche in der sozialen Struktur, daß solche Verhältnisse eintreten«. Das Geld ist ja »nichts weiter als ein Schein, eine Anweisung, daß man eine gewisse Macht hat über die Arbeitskräfte der Menschen.« Es muß »nach einer bestimmten Zeit entwertet (sein), wenn es nicht in die Zirkulation eingeführt wird.«⁵⁰ Die Macht, die das Geld verleiht, das in der Kasse zurückgehalten werden kann, diese Macht schwindet in dem Maße, wie sich das Geld als das Substrat dieser Macht in der Kasse während des Abwartens entwertet.

Das Geld also soll sich nicht nur nicht vermehren, sondern es soll, wenn man es in der Kasse oder auf dem Konto festhält, im Werte schwinden. Doch auch diese Vorstellung bezieht sich ganz offenbar nur auf das Geld als solches, nicht auf Güter oder Ansprüche, die man mit Geld kaufen kann. (Steiner behandelt allerdings alterndes Geld und sich abnutzende oder veraltende Produktionsmittel beim »Unternehmergeld« fast gleichsinnig. Auch wird das »alternde Geld«

⁴⁷ STEINER, *Die soziale Grundforderung*, s. Anm. 1, 50f.

⁴⁸ Ebd., S. 51.

⁴⁹ Ebd., 50f.

⁵⁰ Ebd., 50f.

nach dem Vorbild verderblicher Waren konzipiert. Da bleibt also weiter unten noch einiges zu klären.]

4. Geld als Anweisung auf Waren oder Leistungen

»Geld kann im gesunden sozialen Organismus nichts anderes sein als eine Anweisung auf Waren, die von anderen erzeugt sind und die man aus dem Gesamtgebiet des Wirtschaftslebens deshalb beziehen kann, weil man selbst erzeugte Waren in dieses Gebiet abgegeben hat (...). Innerhalb dieses Gebietes hat man es nur mit Warenwerten zu tun.«⁵¹ Den Waren werden dabei Leistungen gleichgeachtet.

Man muß diesen Anforderungen die andere gegenüberstellen, daß niemand durch das Geld »in die Arbeit gezwungen« werden darf: Zugespitzt gilt es dann zu klären, daß man *zwar nicht* »durch Geld in die Arbeit«, wohl aber durch den Wunsch nach fremder Leistung in die eigene Leistung für andere getrieben werden darf: Ohne eigene Leistung für andere im Prinzip auch kein Anspruch auf fremde Leistung für sich. Man hat ein Recht, fremde Waren oder Leistungen »deshalb (zu) beziehen (...), weil man selbst erzeugte Waren (...) abgegeben hat.« Das gilt auch für den Anspruch auf *künftige* Leistung, den man für *gegenwärtige* Leistung erlangt:

5. Ersparnisse als Anspruch auf spätere Leistung

»Wer Ersparnisse macht, hat allerdings Leistungen vollbracht, die ihn auf spätere Waren-Gegenleistungen Anspruch machen lassen, wie gegenwärtige Leistungen auf den Eintausch gegenwärtiger Gegenleistungen.«⁵² Dieser *Anspruch* auf spätere Leistung unterliegt *nicht* der Minderung, die Steiner für das *Geld als solches* ins Auge faßt. Hier geht Steiner wiederum, wie schon angedeutet, davon aus, daß man das Geld in der Kasse oder auf dem Konto streng unterscheiden muß z. B. von dem terminierten Anspruch auf die Zahlung von Geld in der Zukunft. Beides sind Bestandteile von *Geldvermögen*. Aber »Geld« im Sinne der Steinerschen Geldkritik ist (bis auf angedeutete Unschärfen beim »Unternehmergegeld«) das Geld nur, soweit der Geldvermögensbestandteil auch wirklich »Geld« im Sinne liquider Zahlungsmittel darstellt.]

Gegenwärtige Ansprüche auf zukünftige Leistung stehen bei Steiner allerdings unter dem Vorbehalt, daß der Volkswirtschaft in dem zukünftigen Zeitpunkt noch genügend Mittel zur Verfügung stehen, um die Ansprüche voll befriedigen zu *können*: vergleichbar dem Problem, vor dem die Rentenversicherung steht, wenn die Bevölkerung drastisch zurückgeht.

V. Alterndes Geld

Schon oben hatte sich gezeigt, daß Steiner eine zukünftige soziale Ordnung mit einem besonderen Geld ins Auge faßte: mit einem Geld, das sich nicht mehr wie das heutige selbst vermehrt,

⁵¹ STEINER, *Die Kernpunkte der sozialen Frage*, s. Anm. 2, S. 130.

⁵² Ebd., S. 133.

sondern vermindert, wenn es nicht sogleich wieder »verwendet wird«. Im Nationalökonomischen Kurs greift er dafür zu dem Bild von einem Geld, das altert wie andere verderbliche Tauschobjekte, die man mit Geld erwirbt.

Steiner hat allerdings im Verlaufe seiner Überlegungen das »Kaufgeld« auch von der »Alterung« des Geldes ausgenommen, so daß vom ehemaligen Konzept des Geldes, wenn man dem vorbehaltlos folgt, praktisch nichts mehr übrigbleibt.⁵³ Darauf wird bei der Betrachtung des Kaufgeldes zurückzukommen sein.

1. Orientierung an der Alterung von Waren

Inwieweit Steiner die Freigeldidee von Silvio Gesell⁵⁴ kennt und aufgreift, kann hier offen bleiben. Jedenfalls wollte Steiner das Geld den Waren angleichen. Das Geld sollte »durch vernünftige Behandlung| dasjenige werden, was sonst auch Austauschprodukte werden: dieses Geld würde entwertet sein nach einiger Zeit«.⁵⁵

35

Ich habe Vorbehalte dagegen, das Geld nach dem Vorbild und Muster alternder Waren oder Maschinen zu konzipieren. Warum, das wird sich weiter unten zeigen, wenn das Geld als der »monetäre Joker« unter den anderen Tauschobjekten beschrieben werden wird. Denn der Vergleich mit den Eigenschaften *stationärer* Güter verdeckt gerade die spezifische Überlegenheit des Geldes in der *Dynamik* des Tausches und der Zirkulation. Außerdem liefert der Vergleich mit den Waren keinen Maßstab dafür, wie schnell denn nun das Geld altern soll: so schnell wie frisches Gemüse oder eine Mahlzeit in der Gaststätte? – So schnell wie ein guter Eichentisch oder ein Kühlschrank? – So schnell wie modische Blusen oder dauerhafte Antiquitäten? – So schnell wie ein Patent oder eine Drehbank? – So schnell wie Güter durchschnittlich altern (und wie schnell wäre das)? Doch sollen diese Fragen einstweilen offen bleiben. Die Antworten fallen leicht, wenn erst das ökonomische Wesen des Geldes im allgemeinen und des alternden Geldes im besonderen genauer geklärt ist.

2. Keine Inflation der Währung

Man darf bei der »Alterung« und »Entwertung« des *Geldes* freilich gerade nicht an eine Inflation der *Währung* denken! Es wäre z. B. völlig falsch, der Idee des alternden Geldes entgegenzuhalten: »Das haben wir doch längst mit der Inflation!« Diesem Denkfehler begegnet man eigenartigerweise am hartnäckigsten bei Fachleuten, die doch die »Inflation der *Währung*« (des Maßstabes) und die »Entwertung Geldes in der Kasse« (des Tauschmittels) noch am ehesten begrifflich sollten auseinanderhalten können⁵⁶, – vor allem, seit John Maynard Keynes die gezielte und isolierte Entwertung von Geld-in-der-Kasse samt ihren| willkommenen Auswirkungen auf die

36

⁵³ Etwa bei Wolfgang LATRILLE. *Assoziative Wirtschaft - Ein Weg zur sozialen Neugestaltung*. 1985, S. 156-63, 185.

⁵⁴ Insbesondere: Silvio GESELL. *Die natürliche Wirtschaftsordnung*. 9. Aufl. Lauf bei Nürnberg, 1949.

⁵⁵ STEINER, *Aufgaben einer neuen Wirtschaftswissenschaft I*, s. Anm. 13, S. 179.

⁵⁶ Friedrich August von HAYEK. *Entnationalisierung des Geldes*. 1977, S. XI; Wolfram ENGELS. »Schwundgeld«. In: *Capital* 7 (Juli 1982), S. 127; Ebenso Hans Georg SCHWEPPEHÄUSER. *Das kranke Geld*. 1982, 143f.

übrige Wirtschaft recht genau erörtert hat.⁵⁷

Steiner erwägt mit dem Geld, das »altert« und sich entwertet, alles andere als eine allgemeine Inflation. Wenn Steiner ähnlich wie Gesell daran denkt, das *Geld in der Hand* einem Wertschwund zu unterwerfen, dann setzt er wie schon Gesell voraus, daß die *Währung* dabei stabil bleibt und langfristige *Geldforderungen* gerade nicht auch noch schrumpfen. Davon war schon die Rede. Bei den *Geldforderungen* soll sich allerdings auch etwas ändern: Bei Geldanlagen soll die *Selbstvermehrung* des Vermögensbestandes durch Zinseinkünfte entfallen.

Steiner setzt dabei wiederum (eher stillschweigend als ausdrücklich) eine saubere Trennung voraus: die Unterscheidung nämlich zwischen

- erstens der *Währung* als der Maßeinheit, in der Kaufkraft gemessen wird, wenn man z. B. vereinbart, daß eine bestimmte Summe Geldes zu bezahlen sei;⁵⁸
- zweitens dem *Zahlungsmittel* »Geld«, das man braucht, um die vereinbarte Kaufkraftschuld zu bezahlen und zum Erlöschen zu bringen.⁵⁹

Das Zahlungsmittel soll sich im Werte verringern, wenn es nicht »verwendet« wird. Die *Währung* dagegen bleibt dabei stabil. Sie dient sogar dazu, zu bemessen, um wieviel das Geld als Zahlungsmittel pro Zeiteinheit an Wert verlieren soll. Das ist so ähnlich, als ob Wasser in einem Eimer durch Verdunstung an Volumen und Masse verliert, während unterdessen das Kilogramm und der Liter, in denen der Verlust gemessen werden kann, durchaus die gleichen bleiben.]

37

3. Natürliche Entstehung des alternden Geldes

Wie kommt es praktisch zum alternden Geld? Das ist die Frage nach der Entwicklung der ökonomischen Verhältnisse und nach der Methode der Verwirklichung von Verbesserungen beim Geldwesen.

Steiner stand der »Freiland-Freigeld-Bewegung« Silvio Gesells – von ihm hatte er wohl auch den ersten Anstoß zu seinen Gedanken über alterndes Geld – wohlwollend gegenüber: »Ich bin ganz mit dieser Bewegung einverstanden – weil ich immer versuche, die einzelnen Bewegungen in ihrer Berechtigung einzusehen.«⁶⁰ Er sah sie jedoch im Rahmen eines umfassenderen Konzeptes. Er war bestrebt, alle Bewegungen »in einen gemeinsamen großen Strom (zu) leiten«.⁶¹

⁵⁷ John Maynard KEYNES. *The General Theory of Employment, Interest and Money*. 2. Aufl. 1936, 255ff.

⁵⁸ »Das Geld wird im gesunden sozialen Organismus wirklich nur ein Wertmesser sein.« STEINER, *Die Kernpunkte der sozialen Frage*, s. Anm. 2, 131f.

⁵⁹ Soweit das Geld nicht nur ein Wertmesser, also nicht nur »Währung« ist, sondern als verbriefteter Wert im Besitz gehalten wird, werden sich Einrichtungen notwendig machen, die dem Geld seinen Wert allmählich nehmen. ebd., S. 132.

⁶⁰ STEINER, *Die Befreiung des Menschenwesens als Grundlage für eine soziale Neugestaltung – Altes Denken und neues soziales Wollen – Neun öffentliche Vorträge, gehalten zwischen dem 11. März und 10. November in Basel, Bern und Winterthur*, s. Anm. 45, S. 140; Zum Verhältnis Steiner – Gesell siehe im übrigen: Jakob SCHELLENBERG. »Rudolf Steiner und Silvio Gesell«. In: *Fragen der Freiheit* 159 (Dezember 1982).

⁶¹ STEINER, *Die Befreiung des Menschenwesens als Grundlage für eine soziale Neugestaltung – Altes Denken und neues soziales Wollen – Neun öffentliche Vorträge, gehalten zwischen dem 11. März und 10. November in Basel, Bern und Winterthur*, s. Anm. 45, S. 140.

Außerdem stieß er sich daran, daß Gesell dem Geld staatliche Gebühren auferlegen wollte, während er selbst auf die Eigenentwicklung des ökonomischen Organismus vertraute. Er fürchtete, daß ein »komplizierter bürokratischer Apparat« herauskommen würde.⁶²

»Wenn wir auf der einen Seite haben das sich abnützende Geld, das heißt das altwerdende Geld, so versuchte ich eben gerade dadurch, daß das Geld in Zirkulation kommt und als Kaufgeld, Leihgeld und Schenkungsgeld figuriert, gerade durch diese besonderen Eigentümlichkeiten des Geldes versuchte ich zu zeigen, wie, wenn es in ungehinderter, rein wirtschaftlicher Weise funktioniert, dadurch von selber, einfach durch die dann entstehenden Bedürfnisse, an der einen Stelle das Bedürfnis nach jungem Geld und an der anderen Stelle das Bedürfnis nach altem Geld entstehen wird.«⁶³

Zwar zeichnet sich heute nicht so sehr ein Bedürfnis nach jungem Geld hier und nach altem Geld dort ab. Aber man kann sehr wohl beobachten, daß das Geldwesen nicht recht gesund ist: Während die Fachleute in ihren Büchern nach wie vor schreiben, Geld erspare Informations- und Transaktionskosten und sei deshalb anderen Transaktionsverfahren überlegen, beobachtet man heute, daß sich Tauschklubs ausbreiten und große Teile des internationalen Handels in Gestalt von Kompensationsgeschäften abgewickelt werden, Das Geld läßt also Transaktionswünsche unbefriedigt, und die Teilnehmer fliehen in andere Techniken. Diesen Symptomen kann man entnehmen, daß etwas bei der Transaktionsfunktion des Geldes nicht stimmt,⁶⁴ und das deckt sich wieder mit der Einsicht Steiners, die er genau in diesem monetären Zusammenhang formuliert: »Wenn irgendwo eine Krankheit im wirtschaftlichen Körper auftritt, würde man sehen, daß gerade durch die Beobachtung dieser Dinge die Sache geheilt werden kann.«⁶⁵ »Es werden sich aus der Natur der Verhältnisse heraus Einrichtungen notwendig machen, welche dem Gelde für den Inhaber seinen Wert benehmen.«⁶⁶

Die Entwicklung, die Heilung verspricht, verläuft in der Tat in einer Richtung, die zur Hervorbringung von alterndem Geld durch die Wirtschaft selbst führt. Nur hat das, was hervorgebracht wird, im übrigen nicht in jeder Hinsicht genau die Gestalt, die Steiner in Umrissen erahnte, wenn er vom jungen und alten Geld sprach. Aber die Hoffnungen und Erwartungen, die Steiner an die Hervorbringung von besserem Geld knüpfte, werden durch das, was die jetzt denkbare Entwicklung verspricht, durchaus erfüllt und bestätigt.

Auch die Vorstellung Steiners schließlich, es müsse am Ende zur Entwicklung von *unterschiedlich* alterndem Geld kommen, dürfte sich bestätigen, wenn auch durch Erscheinungen, die wiederum ein wenig von dem abweichen, was Steiner erahnt hat. Während Steiner, im Gedanken an die unterschiedliche *Produktivität* von Kapital, an junges und altes Unternehmerngeld dachte, dürfte sich die Alterungsrate von Geld im idealtypischen Falle nach dem Grad der *Liquidität* der in Frage| stehenden Geldwerte richten. Doch soll hier nicht weiter auf Einzelheiten vorgegriffen werden, die noch behandelt werden müssen. Wichtig ist nur die Feststellung, inwiefern Steiner das richtige Gespür hatte.

⁶² STEINER, *Aufgaben einer neuen Wirtschaftswissenschaft II*, s. Anm. 33, S. 78.

⁶³ STEINER, *Aufgaben einer neuen Wirtschaftswissenschaft I*, s. Anm. 13, S. 202.

⁶⁴ Dieter SUHR und Hugo GODSCHALK. *Optimale Liquidität*. Frankfurt a.M., 1986, 108ff.

⁶⁵ STEINER, *Aufgaben einer neuen Wirtschaftswissenschaft I*, s. Anm. 13, S. 202.

⁶⁶ STEINER, *Die Kernpunkte der sozialen Frage*, s. Anm. 2, S. 132.

VI. Die drei Geldfunktionen des Kaufens, Leihens und Schenkens

Auf das Engste mit der Vorstellung vom »alternden Geld« ist bei Steiner eine Analyse des Geldgeschehens verbunden, bei der er nach den verschiedenen Funktionen unterscheidet, in denen das Geld verwendet wird: Kaufgeld, Leihgeld, Schenkgeld.⁶⁷ Was dazu ausgeführt wird, das ist nach Steiners eigenem Eingeständnis »schwer verständlich« und bedürfte »monatelanger« Erläuterung und Einübung an Hand von Beispielen. Vorgänge, die wir als reale Abläufe zu sehen gewohnt sind, werden von ihm als bloßer Schein behandelt. Die Geldformen »metamorphosieren«⁶⁸ in einer Weise, deren sprachliche Wiedergabe genauen Lesern erhebliche Konzessionen nicht nur an Geduld abverlangt. Doch auch ohne in diese Metamorphosen tiefer einzudringen, stimmen jedenfalls im Ansatz »Kauf«, »Leihe« und »Schenkung« durchaus mit dem überein, was man sich auch sonst darunter vorstellt.

1. Kaufgeld

Kaufgeld ist Geld in seiner Funktion als Geld, das (wie man heute sagen könnte: aus der »Transaktionskasse«) für Wirtschaftsgüter *ausgegeben* wird. Dieses Geld ist dann »am brauchbarsten«, wenn es | »etwas ist, was zu sonst nichts verbraucht wird als zum Tausch, zum Vermitteln.«⁶⁹

Schaut man jedoch auf den Tausch und den Vermittler, zeigt sich eine Ungereimtheit: »Wenn wir nun das Geld verwenden als ein Äquivalent im reinen Tausch, dann haben wir allerdings in dem Gelde gegenüber den verderblichen Gegenständen einen unreellen Konkurrenten.«⁷⁰ Optimales Tauschgeld dagegen dürfte kein *unreeller* Konkurrent, sondern müßte ein fairer Wettbewerber der anderen Tauschobjekte sein. Es müßte sich auf die neutrale Rolle des fairen Maklers beschränken, der nur den Austausch erleichtert, ohne zugleich Partei zu ergreifen für den Geldbesitzer.

Von allen diesen Einsichten hat Steiner nichts widerrufen. Er hat allerdings, wie erwähnt, im Verlaufe seiner Überlegungen das Kaufgeld gelegentlich von]der Alterung ausgenommen; als Kaufgeld behalte Leihgeld »seinen ursprünglichen Wert«, habe es »bis zuletzt denselben Wert«.⁷¹

Wie reimt sich das zusammen: daß das Geld zum einen alsbald verwendet werden und an Wert verlieren soll, wenn es nicht verwendet wird – und daß es zum anderen aber zugleich seinen ursprünglichen Wert bis zuletzt behalten soll? Die beiden für sich plausiblen Einsichten werden verträglich miteinander, wenn man genauer hinschaut und funktionsgerecht unterscheidet:

Das Geld wird richtigerweise als eine Anweisung auf Leistungen aus dem Sozialprodukt aufgefaßt, die man auch später noch, etwa im Alter, unverkürzt soll abrufen können. Also muß

⁶⁷ Mit den funktionellen Bereichen befaßt sich auch SCHWEPPEHÄUSER, s. Anm. 56, 128ff., allerdings unter strikter Ablehnung eines Geldes, das als solches altert (S. 143/144) und mit Beschränkung des Entwertens auf Kredite für Produktionsmittel (S. 146).

⁶⁸ STEINER, *Aufgaben einer neuen Wirtschaftswissenschaft I*, s. Anm. 13, S. 178.

⁶⁹ Ebd., S. 174.

⁷⁰ Ebd., S. 178.

⁷¹ STEINER, *Aufgaben einer neuen Wirtschaftswissenschaft I*, s. Anm. 13, S. 181; STEINER, *Aufgaben einer neuen Wirtschaftswissenschaft II*, s. Anm. 33, S. 77; dazu LATRILLE, s. Anm. 53, 152ff.

das Geld, soweit es seine Funktion bei solchen Anweisungen erfüllt, stabil sein. Es muß seinen Wert »bis zuletzt behalten«. Dies wird in der Tat erreicht durch eine stabile Währung, die sicherstellt, daß Ansprüche auf zukünftige Leistungen, in Geld beziffert, ihren Wert behalten; denn dann kann man sehr wohl mit dem Geld von heute Ansprüche auf zukünftiges Geld kaufen (terminierte Zahlungsverpflichtungen, Obligationen), und das Geld, das man später zum vereinbarten Zeitpunkt bekommt, hat den ursprünglichen Wert. So behält in der Tat das Kaufgeld, mit dem heute zukünftiges Kaufgeld gekauft wird, seinen ursprünglichen Wert.

41

Wenn man jedoch das Geld heute gerade nicht alsbald »verwendet«, um damit zukünftiges Kaufgeld zu kaufen, sondern dazu, es festzuhalten und damit Werte zu »speichern« oder die Annehmlichkeiten ständiger Zahlungsbereitschaft zu genießen, dann wird das Geld nicht als Kaufgeld verwendet, sondern als Schatz- oder Liquiditätsmittel. Daß Geld, das derart der Kaufgeld-Funktion entfremdet wird, für die Dauer der Entfremdung seinen Wert behalten müsse und nicht altern dürfe, hat Steiner nirgends auch nur in Erwägung gezogen – im Gegenteil, solcher Mißbrauch war ihm einer der Anstöße dafür, über alterndes Geld nachzudenken.

Man darf also die aus Vorträgen und Seminaren überlieferten Formulierungen, wonach das Kaufgeld von der Alterung ausgenommen wird, nicht so auffassen, daß man mit der Gesamtheit der übrigen Überlegungen Steiners zum Geld in Widerspruch gerät, sondern muß sie so sehen, daß sie das Gesamtbild ergänzen und erhellen: Kaufgeld, das verwendet wird, um (zu einem späteren Zeitpunkt) als Kaufgeld zu fungieren, hat seinen ursprünglichen Wert zu behalten; Geld aber, das nicht zum Kaufen verwendet wird, sondern als Schatzgeld oder Beweglichkeitsreservegeld, ist gar kein »Kaufgeld« und fällt nicht unter den Vorbehalt der Ausnahme von der Alterung.

2. Leihgeld

Beim *Leihgeld* denkt Steiner an das, was »jemand bekommt, um irgendeine Unternehmung zu entrieren«. Das sei für den Entleiher kein Kaufgeld, sondern werde für ihn »Unternehmergeld« mit »wesentlich anderem Wert« und einer »wesentlich anderen Eigenschaft« in einem »anderen Lebensgebiet«. »Denn es handelt sich ja jetzt, wenn das Leihgeld in die Zirkulation kommt, darum, daß der Geist des Menschen eingreift (...) und durch dieses Eingreifen des menschlichen Denkens bekommt nun das Leihgeld seinen eigentlichen Wert.« Denn nun hänge der Wert dieses »Leihgeldes« davon ab, ob damit erfolgreich gearbeitet werde.⁷² Steiner hat dabei offenbar einerseits das Rückzahlungsrisiko im Auge, meint also mit Geld nicht das Bargeld (das ja alsbald wieder in der Funktion von Kaufgeld weiterfließt z. B. an einen Investitionsgüterproduzenten), sondern die durch Geldverleih erzeugte Geldforderung. Andererseits denkt er an den Vermögenswert der Investitionsgüter, die mit dem »Leihgeld« erworben werden, und meint dann mit »Leihgeld« das Sachkapital. Bei dieser Geld, Geldforderung und Sachvermögen verwebenden Begriffsbildung Steiners bleiben zudem Konsumentenkredite ebenso wie Kredite zu anderen Zwecken schlicht außer Betracht.

42

⁷² STEINER, *Aufgaben einer neuen Wirtschaftswissenschaft I*, s. Anm. 13, S. 176.

3. Schenkgeld

Dem *Schenkgeld* kommt man wohl am nächsten, wenn man es als Geld auffaßt, das im Gegensatz zum Kaufgeld nicht als Gegenleistung (sondern einseitig) und im Gegensatz zum Leihgeld nicht nur vorübergehend (sondern endgültig) in eine andere Kasse *transferiert* wird: sei es als wirklicher, nämlich wissentlicher und freiwilliger Schenkungstransfer, sei es z. B. als Zwangstransfer über Steuern. So erscheint z. B. »im Grunde genommen alles, was für Erziehung ausgegeben wird«, ⁷³ als Schenkung (wiewohl die Vergütung an den Lehrer dann andererseits ein Äquivalent für seine Leistung an den Schülern darstellt) ⁷⁴. In der Fachökonomie versteht man unter »Transfer« jede einseitige Übertragung von Vermögenswerten. Solch ein Transfer ist aus der Sicht des einen ein »negativer Transfer«, wenn er bei ihm abströmt, und aus der Sicht des anderen ein »positiver Transfer«, soweit er ihm zuströmt. Ein gegenseitiger Vertrag hat dann gegenseitige Transfers zum Gegenstand.

Während das Leihgeld bei Steiner praktisch auf unternehmerisches Fremdkapital beschränkt wurde, schillert das Schenkungsgeld in so gut wie allen Schattierungen *einseitiger Transfers*, greift also weit über die herkömmliche (freiwillige, altruistische) Schenkung hinaus. Es tendiert normativ allerdings wieder zur klassischen Schenkung hin: »Wenn Sie direkt schenken, dann ist Ihre Vernunft drinnen. Jetzt schenken Sie| auch, nur wird es in die Steuer und so weiter hinein gemacht, da verschwindet es im allgemeinen Nebel des Wirtschaftens und man bemerkt die Geschichte nicht.« ⁷⁵

43

4. Ausgleichsfunktionen der Geldarten

Die drei verschiedenen Geldarten haben nun *Ausgleichsfunktionen*: Vor allem Leihgeld und Schenkungsgeld wirken im Wirtschaftsleben »korrigierend«. ⁷⁶ Kaufgeld, Leihgeld und Schenkungsgeld haben ihre »Wirtschaftsgebiete«. Mängel und Überhänge im einen Gebiet ⁷⁷ werden importartig und exportartig behoben durch Transfers in die anderen Gebiete hinein oder aus den anderen Gebieten heraus: ⁷⁸ Mittel, die an einer Stelle als Kaufgeld (vorübergehend oder endgültig) entbehrlich sind, werden durch Leihgeld (vorübergehend) und durch Schenkungsgeld (endgültig) in Kassen transferiert, aus denen das Geld wieder als Kaufgeld in die Zirkulation zurückkehrt. (Darin stecken Vorstellungen, die man heute in Parallele setzen kann zu wohlfahrtsökonomischen Kriterien: Entbehrliches Geld hat in den vollen Kassen einen geringeren realwirtschaftlichen Nutzen als dringend erforderliches Geld in stark beanspruchten Kassen von Händlern, Produzenten und Konsumenten. Also erscheint es ökonomisch »richtig«, entbehrliche monetäre Liquidität aus dem Gebiet der vollen Kassen zeitweilig oder endgültig in das Gebiet der Transaktionskassen zu »exportieren«.)

⁷³ STEINER, *Aufgaben einer neuen Wirtschaftswissenschaft I*, s. Anm. 13, S. 176.

⁷⁴ STEINER, *Die Kernpunkte der sozialen Frage*, s. Anm. 2, S. 130.

⁷⁵ STEINER, *Aufgaben einer neuen Wirtschaftswissenschaft I*, s. Anm. 13, S. 181.

⁷⁶ Ebd., S. 179.

⁷⁷ Seine von Steiner inspirierten Gedanken auf »Geldgebiete« aufbauend auch Benediktus HARDORP. »Elemente einer Neubestimmung des Geldes«. Diss. Freiburg: Universität Freiburg, 1958, S. 131.

⁷⁸ STEINER, *Aufgaben einer neuen Wirtschaftswissenschaft I*, s. Anm. 13, S. 179, 183.

Man könnte meinen, das decke sich mit der Auffassung, »daß nur solches Geld ausgeliehen wird, das überflüssig ist. Es handelt sich um Beträge, die auch als Spenden oder Geschenke gegeben werden könnten.«⁷⁹ Doch sind Vorbehalte angebracht. Es bedarf genauerer Unterscheidungen: Wenn ich jetzt »Geld« übrig habe, es aber in zwei Jahren für einen Urlaub oder im Alter für mein Leben brauche, dann habe ich nur die gegenwärtige Flüssigkeit dieses Vermögensbestandteiles »übrig«, nicht aber das im Geld verkörperte Tauschvermögen. Nur wenn ich auch diese Bestandsgröße »Tauschvermögen« in meinem Lebensbudget entbehren kann, komme ich in den Bereich der Spenden- und Schenkelder. Ist nur die Liquidität für eine gewisse Zeit entbehrlich, dann bezieht sich die funktionale Bestimmung zum Spenden oder Schenken nur auf diese (freilich auch vermögenswerte) Komponente des Geldes.

44

Es wird sich weiter unten noch zeigen: Entbehrliche monetäre Liquidität führt zu Leihgeld, entbehrliches Tauschvermögen zu Schenkeld. In beiden Fällen freilich wird »überflüssige« ökonomische Kapazität in den Kaufgeldkreislauf zurückgeführt. Und insofern stimmt es, daß typischerweise entbehrliches Geld verliehen oder verschenkt wird. Man kann jedoch gar nicht genug trainieren, beim Geld zu unterscheiden zwischen seinem Tauschvermögen und seiner Liquidität.

So geht es beim Leihgeld und beim Schenkeld wiederum nicht so sehr um den subjektiv-moralischen Altruismus, der beim zinslosen Verleihen oder beim Schenken von Geld betätigt wird, sondern in erster Linie um die volkswirtschaftlichen Funktionen des Geldes: Leihgeld und Schenkeld fungieren als *monetäre Recycling-Techniken*⁸⁰, die dafür sorgen, daß das Geld in den Kaufgeldkreislauf zurückgeleitet wird.

Wenn Steiner dann je nach Konfiguration der sozioökonomischen Situation noch von unterschiedlich jungem oder gealtertem Geld spricht, wird seine Gedankenführung jedoch immer schwerer nachvollziehbar. Und je schwerverständlicher Steiners anthroposophische Begriffsbildung in diesem wirtschaftlichen Zusammenhang ist, weil sie auf den Außenseiter wie eine esoterische Privatsprache wirkt, desto größer wird die Möglichkeit von Fehlinterpretationen. Zurückhaltung ist also geboten.

Schwierig zu begreifen ist etwa, daß »nach einer bestimmten Zeit alles dasjenige, was Leihgeld ist, in Schenkeldgeld übergeht«, – ja | »nach und nach übergehen« muß? »Leihgeld darf sich gewissermaßen nicht zurückstauen in das Kaufgeld hinein, um das zu stören. Leihgeld geht in das Schenkeldgeld über. So muß es sich im geschlossenen Wirtschaftskreislauf darstellen.«⁸¹ – Darf man das auf heute bezogen z. B. so verstehen?: Im nationalen und im internationalen Bereich sammeln sich Leihgelder zu pathologischen Wasserköpfen von Geldvermögen an. Dieses Leihgeld staut sich ins Kaufgeld zurück und bewirkt Stockungen im realwirtschaftlichen Verkehr durch die hohen Leihgeldkosten, die dem wirtschaftlichen Organismus immer wieder die Liquidität abzapfen, die er so dringend braucht, daß er sie sich leiht. Um die irrsinnigen Umwege des Geldes durch die monetären Wasserköpfe abzuschneiden, müssen entweder Schulden erlassen werden (schenkweiser Transfer von Geld durch Eliminierung von Schulden). Oder die Schuldner müssen Güter produzieren, die so rar, so gut und so begehrt sind, daß die Käufer

45

⁷⁹ Wilhelm Ernst BARKHOFF. »Geld- und Bankwesen«. In: *Zivilisation der Zukunft*. Hrsg. von Wolfgang Schuchardt HERBERT RIECHE. 1981, S. 371-76, 372.

⁸⁰ So bei SUHR, »Vom selbständigen Menschen im verfaßten Gemeinwesen«, s. Anm. 9, S. 77.

⁸¹ STEINER, *Aufgaben einer neuen Wirtschaftswissenschaft I*, s. Anm. 13, S. 177.

mit dem Kaufpreis »gewissermaßen« Prämien derart transferieren, daß Profite erwirtschaftet werden, aus denen die Schulden getilgt werden. In beiden Fällen verschwindet das Leihgeld. Vielleicht steht hinter dem Gedanken, daß »Leihgeld« am Ende in »Schenkungs-geld« übergehe bzw. übergehen müsse, auch die Vorstellung, daß nur entbehrliches Geld verliehen werden kann, daß aber die *endgültige* Rückführung solcher beim Inhaber entbehrlicher Gelder in den Kreislauf nur durch Schenkung erfolgen könne. Diese Deutung würde sich mit der zuvor beschriebenen teilweise decken. |

2. Rudolf Steiners Gedanken im Lichte neuerer monetärer Erkenntnisse

I. Ansätze der neueren Geldtheorie

Die Geldwissenschaft hat seit Rudolf Steiner (und seit *Silvio Gesell*) erhebliche Fortschritte gemacht. Anthroposophen allerdings vermuten vielleicht, daß sich dadurch die Kluft zwischen Steiner einerseits und den ökonomischen Irrwegen der Fachökonomie andererseits eher vergrößert haben dürfte als verringert.⁸² Ich meine jedoch, daß Anthroposophen von der Genauigkeit der neueren Geldtheorie lernen können und müssen. Aber auch die Fachökonomie kann im prinzipiellen Bereich entscheidende Anregungen von anthroposophischen Gedanken zum Geld empfangen. Die Begegnung muß also nicht notwendig unfruchtbar sein.

1. Liquiditätstheorie

Seit *John Maynard Keynes*⁸³ ist die *Liquiditätstheorie* aus der Geldtheorie nicht mehr wegzudenken, auch wenn ihre Möglichkeiten bis heute noch nicht ganz erschlossen sind.]

Güter haben unterschiedliche Grade von Liquidität. Ihre Liquidität reicht von ökonomischer Unbeweglichkeit bis hin zur perfekten Liquidität des Tauschgutes »Geld«. So verkörpern alle tauschbaren Güter »Tauschvermögen«, aber nur beim Geld ist das darin verbrieftete Tauschvermögen zum vollkommenen Transaktionsmedium liquidisiert.

Geld kann man also etwas grob umschreiben als »Tauschvermögen« *plus* »perfekionierte Liquidität«.

Dann erscheinen Zinsen als Liquidisierungskosten, nicht als Kapitalkosten. Die Kapitaltheorie muß von der Liquiditätstheorie her hinterfragt werden.

2. Einsparung von Transaktions- und Informationskosten

In neuerer Zeit ist der *Transaktions- und Informationskostenansatz* hinzugekommen:⁸⁴ Geld erbringt einen volkswirtschaftlichen Wohlfahrtsgewinn aus der Einsparung von Transaktions- und Informationskosten. Auch hier sind noch nicht alle Möglichkeiten der Theorie ausgereizt. Insbesondere ist noch nicht hinreichend diskutiert, daß zwar einerseits durch Verwendung von Geld *Kosten* erspart werden, daß aber andererseits mit Geld *neuartige Kosten* in die Wirtschaft

⁸² Siehe etwa BECKERATH, s. Anm. 38, 83-87: Die volkswirtschaftliche Auslegung des Sozialen Hauptgesetzes hätte dessen »Umkehrung« zur Folge.

⁸³ KEYNES, s. Anm. 57, 240, 226ff.

⁸⁴ Einführung: Manfred BORCHERT. *Geld und Kredit*. Stuttgart, 1982, 25f. mit Nachweisen S. 32.

eingeführt werden: Geldbeschaffungskosten als die *Liquidisierungskosten* unserer heutigen monetär liquidierten Wirtschaft.

Diese *neuartigen Transaktionskosten* werden nicht als solche gesehen und erkannt, weil wir sie nur als Kosten von Geldkapital zu sehen und zu deuten gewohnt sind. Es kommt darauf an, mit dem Transaktions- und Informationskostenansatz in der Geldwissenschaft endlich auch dort ernst zu machen, wo es um die Geldbeschaffungskosten und ihre Folgewirkungen im Wirtschaftsleben geht. Die Kapitaltheorie muß vom Transaktionskostenansatz her hinterfragt werden.

48

3. Wohlfahrtsökonomische Überlegungen

Ergänzt wird das Bild durch *wohlfahrtsökonomische Ansätze* in der Geldtheorie, die zu aufschlußreichen Optimierungskriterien führen.⁸⁵ Dabei geht es um die Frage der richtigen Lenkung und Allokation volkswirtschaftlicher Ressourcen, also auch um die richtige Allokation von Liquidität: Wo bringt sie den größten realen volkswirtschaftlichen Nutzen:

- in vollen Anlegerkassen (wo sie entbehrlich ist, vermarktet wird und sich durch den Gegenstrom der Zinsen zusätzlich ansammelt)
- oder in den Kassen von Produzenten und Konsumenten, die sie brauchen, um ihre Transaktionen abwickeln zu können?

Es hatte sich schon oben (vgl. S. 43) gezeigt, daß diese modernen wohlfahrtsökonomischen Überlegungen dem nicht unähnlich sind, was Rudolf Steiner sich zu den verschiedenen monetären »Gebieten« vorgestellt hat. Dort, wo (Kauf-)Geld benötigt wird, könne (und solle) die erforderliche monetäre Liquidität mit Hilfe von Leihgeld (vorübergehend) oder mit Hilfe von Schenkgeld (endgültig) aus den anderen »Geldgebieten« importiert werden. Diese Vorstellungen bedürfen freilich heute noch einer Präzisierung insofern, als man *genau* fragen muß: Was ist denn bei den jeweiligen Wirtschaftssubjekten »entbehrlich«? Oder: Wofür ist der Bedarf gerade besonders groß: Ist es die Vermögensbestands-Komponente im Geld (Tauschvermögen) oder ist es die spezifische Flüssigkeit des Tauschvermögens, soweit es im Geld zur Verfügung steht (Liquidität)?

Die Allokation von *Tauschvermögen* ist etwas ganz anderes und hat anderen Kriterien zu folgen als die Allokation von *monetärer Liquidität*. Bei der Leihe behält der Verleiher das Tauschvermögen (in Gestalt des Rückzahlungsanspruches, belastet mit einem geringeren oder größeren Risiko). Bei der Schenkung denkt man meist an das übertragene Tauschvermögen. Wer zinslos leiht, der schenkt die zeitweilige Nutzung der monetären Liquidität. Beim Geld geht es dann vor allem| darum, die Liquidität so zu lenken, daß sie dorthin fließt, wo sie bei der Abwicklung von Transaktionen den größten ökonomischen Nutzen produziert.

49

In diesem wohlfahrtsökonomischen Zusammenhang behandeln *Milton Friedman* und andere, die derlei Überlegungen anstellen, jedoch leider die bloß *hypothetischen* Opportunitätskosten

⁸⁵ Milton FRIEDMAN. *Die optimale Geldmenge und andere Essays*. Frankfurt a. M., 1976, S. 9-76; H. G. JOHNSON. *Beiträge zur Geldtheorie und Wirtschaftspolitik*. Berlin, 1976, S. 133-43.

der Kassehaltung (entgangene Erträge) gerade so, als habe man es mit *realen* betriebs- und volkswirtschaftlichen Kosten (Aufwendungen) zu tun: Infolgedessen führen die wohlfahrtsökonomischen Ansätze der neueren Geldtheorie zu genau verkehrten Einsichten.⁸⁶ Sie münden in den kontraproduktiven Vorschlag, die Vorhaltung von Liquidität in der Kasse mit Zinsen auf Kassehaltung zu prämiieren. Diese Monetaristen wollen also das Geld, wenn man es in der Kasse zurückhält, gerade nicht durch Kosten »altern« lassen. Sie wollen es, ganz im Gegenteil, durch zusätzlich Prämien auf Kassehaltung ständig gewissermaßen verjüngen, *damit* die Wirtschaftssubjekte ihre Kassehaltung ohne Hemmung durch den Gedanken an Opportunitätskosten »optimal« ins praktisch Grenzenlose *ausweiten* können.

Zum Glück ist dieser Vorschlag bislang nicht verwirklicht worden. Auch hier gilt: Die Kapitaltheorie und ihr Monetarismus müssen wohlfahrtsökonomisch hinterfragt werden.

Ich will versuchen, den wohlfahrtsökonomischen Optimierungsansatz, richtig eingeführt, zu veranschaulichen: Milch und Brot vermitteln mehr ökonomischen Nutzen, wenn der sie bekommt, der Hunger hat, und weniger, je satter der Empfänger ist. Und ein Werkzeug ist nützlicher in der Hand eines Handwerkers, der es braucht, als es in der Schublade eines anderen Handwerkers ist, der schon eines besitzt. So ist es auch mit der Ressource »Liquidität«: Sie sollte marktmäßig dorthin fließen, wo sie gebraucht wird, und nicht dorthin, wo sie entbehrlich ist und daher überflüssig. In der Fachökonomie sind diese Maßstäbe im »Zweiten Gossenschen Gesetz« formuliert: Ein Haushalt maximiert dann seinen Gesamtnutzen und verwirklicht die günstigste Versorgungslage, wenn der Nutzen der letzten ausgegebenen Geldeinheit für sämtliche Verwendungsarten gleich groß ist. Dabei betone ich: »..., wenn der *realwirtschaftliche* Nutzen gleich groß ist.«|

Eine Geldeinheit, die für Zinsen ausgegeben wird: Welchen *realwirtschaftlichen* Nutzen hat die?

Erinnern wir uns, daß die »Liquidität« eine von zwei Geldkomponenten ist: Geld ist »Tauschvermögen« *plus* »Liquidität«. Jemandem Liquidität in die Hände zu spielen, das läuft also darauf hinaus, ihn dazu zu befähigen, daß er irgendwelche vorhandenen eigenen Tauschobjekte liquidisieren und mobilisieren kann (und seien es terminierte Zahlungsverpflichtungen, die er schon heute eingeht, so daß er ein schon heute vorhandenes Tauschobjekt schafft, das er schon heute liquidisiert: etwa indem er Schuldscheine verkauft). So gesehen ist die monetäre Liquidität eine volkswirtschaftlich und betriebswirtschaftlich nützliche *Mobilisierungskompetenz*. Das Tauschobjekt aber, also sein »Kapital«, das muß man *immer schon mitbringen*, wenn man sich Geld beschaffen will, ohne daß man es geschenkt bekommt.

Es geht also wohlfahrtsökonomisch darum, diese monetäre Mobilisierungskompetenz (möglichst marktmäßig) immer denjenigen in die Hand zu spielen, die sie brauchen, und nicht denen, die gerade keine Güter mobilisieren wollen. Schaut man auf Sparer und Investoren, so zeigt sich: Sparer sind typischerweise Menschen, die Mobilisierungskompetenzen übrig haben. Sie wollen gerade nicht eigene Vermögensgegenstände mobilisieren, sondern, ganz im Gegenteil, entbehrliche ökonomische Mobilität in Gestalt ihrer Spargelder anlegen, also *festlegen*. Dadurch, daß Sparer ihr Geld anlegen, kommt dieses Geld zu den Investoren, Händlern oder Konsumenten, die sich ökonomisch mobil machen wollen, z. B. um Investitionsgüter erwerben zu können.

⁸⁶ SUHR und GODSCHALK, s. Anm. 64, 99f., 102.

Insoweit strömt die Mobilisierungskompetenz, die mit dem Geld verbunden ist, also durchaus richtig, wenn Sparer Geld an Investoren, Händler oder Konsumenten verleihen.

Aber die Zinsen fließen im Gegenstrom. Mit den Zinsen fließen Mobilisierungskompetenzen dort ab, wo sie eher gebraucht werden: und sie fließen in Anlegerkassen, wo sie ohnehin entbehrlich waren. Das ist der *wohlfahrtsökonomisch kontraproduktive* Strom, der die Ressource »Liquidität« aus Kassen abzieht, wo sie einen großen realwirtschaftlichen Grenznutzen hat, und in Kassen transportiert, wo ihr realwirtschaftlicher Grenznutzen verschwindet (ja sogar negativ wird insofern, als Störungen im übrigen volkswirtschaftlichen Geschehen induziert werden). Und genau alles dies verkennen die Monetaristen,⁸⁷ weil und soweit sie bei ihren wohlfahrtsökonomischen Optimierungsüberlegungen viel zu abstrakt vorgehen und die bloß hypothetischen *Opportunitätskosten* der Kassehaltung auffassen und behandeln, wie man in diesem Zusammenhang nur *reale* wirtschaftliche Aufwendungen oder Kosten auffassen und behandeln darf. Dabei handelt es sich bei diesen Opportunitätskosten in Wahrheit um einen zusätzlichen hypothetischen Nutzen, der nicht auch noch realisiert werden kann.

Der Vollständigkeit halber sei noch auf einen weiteren Gesichtspunkt hingewiesen: Bei der volkswirtschaftlichen Produktion von monetärer Liquidität entstehen wohlfahrtsökonomisch schädliche »externe Effekte« ersten und zweiten Grades. Auch sie sind vermeidbar durch altern-des Geld. Aber hier soll auf diese etwas komplizierten Überlegungen nicht weiter eingegangen werden. Sie sind andernorts eingehend dargelegt.⁸⁷

4. Geld nach dem Vorbild von Sachkapital

Zu erwähnen ist auch noch der wohl am ehesten als *kapitaltheoretisch* benennbare Ansatz von *Wolfram Engels*.⁸⁸ Engels geht von einem bemerkenswerten Kriterium aus: Geld sei genau dann optimal, wenn der Zinssatz 0% und wenn der Anteil des Arbeitseinkommens in der Volkswirtschaft 100 % beträgt. Doch in diesem Ansatz bleiben leider die liquiditätstheoretischen Erkenntnisse im Hintergrund. Das Problem des optimalen Geldes wird *nicht real*, sondern *nur nominell* durch Deflation der Währung nach Maßgabe der Produktivität von Sachkapital gelöst. Der Anteil des Einkommens, der nicht aus Arbeit stammt, wird dabei nicht beseitigt, sondern nur in der anschwellenden Währungseinheit versteckt: Zins und Rendite fallen in der Gestalt an, daß das Geld an Kaufkraft gewinnt, wenn man es in der Kasse behält. Im Ergebnis läuft das auf das gleiche hinaus wie der (unrichtig angewendete) wohlfahrtsökonomische Ansatz der Monetaristen.⁸⁹ |

Die Frage, wie das Tauschmittel noch zirkulieren und den Gütertausch optimal in Gang halten soll, wenn man es nicht einmal mehr anlegen muß, um Renditen einzustreichen, wird von Wolfram Engels allerdings ebensowenig gestellt wie von den Monetaristen mit dem wohlfahrtsökonomischen Ansatz. Beide Konzepte leiden an liquiditätstheoretischen Defiziten, und was für die einen der Irrtum bei den bloß hypothetischen (nicht realen) Opportunitätskosten

⁸⁷ SUHR und GODSCHALK, s. Anm. 64, 96ff.

⁸⁸ Wolfram ENGELS. *The Optimal Monetary Unit*. 1981; Wolfram ENGELS. *Über Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit*. 1986, 10, 116ff.

⁸⁹ Dieter SUHR. *Geld ohne Mehrwert*. Frankfurt a. M., 1983, 88ff. SUHR und GODSCHALK, s. Anm. 64, S. 100.

ist, das ist beim anderen die Selbsttäuschung durch die bloß nominelle (nicht reale) Erreichung der sich selbst gesteckten Ziele »Zinssatz = 0%« und »Anteil des Arbeitseinkommens am Volkseinkommen = 100%«.

5. Optimale Liquidität

In einem weiteren monetären Konzept⁹⁰ wird versucht, die soeben beschriebenen Theorieansätze unter Vermeidung des beschriebenen wohlfahrtsökonomischen Fehlschlusses Milton Friedmans und anderer Monetaristen miteinander zu verbinden. Auch das an sich richtige Ziel von Wolfram Engels, den Zinssatz in Richtung auf 0% und den Anteil des Leistungseinkommens am Volkseinkommen in Richtung auf 100% zu verändern, wird dabei angenähert, freilich in der Absicht, es nicht nur nominell wie Wolfram Engels, sondern auch real anzunähern. Dieses letzte Konzept für *optimale Liquidität* läuft im Ergebnis auf Vorschläge hinaus, die durchaus als eine *moderne Variante auf die Idee vom alternden Geld* aufgefaßt werden können.

II. Vom sich selbst vermehrenden Geld zum optimalen Kaufgeld

Ich kann im folgenden den fachwissenschaftlichen Hintergrund nicht in allen Einzelheiten aufscheinen lassen. Ich kann auch meine Überlegungen nicht so systematisch entwickeln, wie es sich gehörte und wie *Hugo Godschalk* und ich es z. B. in dem Buch »Optimale Liquidität«⁹¹ getan haben. Denn es geht hier ja darum, bei Rudolf Steiner anzuknüpfen und seine Gedanken auf modernisierter Grundlage zu überdenken. Zu diesem Zwecke werde ich bei einigen wichtigen Vorstellungen Rudolf Steiners ansetzen und versuchen, die Zusammenhänge scheinwerferartig in schärferes begriffliches Licht zu rücken. Und dabei werde ich beiläufig die einschlägigen Kategorien einführen und mich hoffentlich so weit verständlich machen, daß die Aktualität der Steinerschen Gedanken sichtbar wird.

53

1. Die Selbstvermehrung von Geldvermögen

Nach Steiner ist die Geldvermehrung durch Zinsen etwas »Unnatürliches«: »völliger Unsinn«.⁹¹

Geld in der Tasche, in der Kasse oder im Geldschrank *vermehrt sich nicht »selbst«*. Nur wenn Deflation herrscht, kann man mit einigem Recht sagen, daß sich das Geld als solches selbst vermehrt. Doch auch in diesem Falle verändert sich nur die Währung (also die monetäre Maßeinheit, in der Kaufkraft gemessen und berechnet wird), und davon ist dann das Geld als Zahlungsmittel deshalb mitbetroffen, weil es in Währungseinheiten gemessen wird und nach bequemen Bruchteilen und Vielfachen der Währungseinheit portioniert ist.

Wenn aber das Geld sich gar nicht selbst vermehrt, dann muß eine andere Vermehrung gemeint sein: die Vermehrung von Geldvermögen, wie sie sich ergibt, wenn man *das Geld selbst*

⁹⁰ SUHR und GODSCHALK, s. Anm. 64, 128ff.

⁹¹ STEINER, *Die soziale Grundforderung*, s. Anm. 1, S. 50.

gegen Zins vorübergehend weggibt und am Ende mehr hat als vorher: »Man legt es auf die Bank und bekommt Zinsen.«⁹²

Wie aber kommt diese eigenartige Vermehrung von Geldvermögen zustande? Wo liegen die *letzten ökonomischen Ursachen* dafür? Welche ökonomischen Eigenschaften besitzt Geld mit der Folge, daß man für die bloße Überlassung von Geld wiederum Geld bekommt? Liegen sie in der Produktivität von Sachkapital oder haben sie ihre Ursache letztlich doch im Zirkulationsmittel »Geld« selbst? |

54

Der Zins *scheint* seine Ursache in der Produktivität von Sachkapital zu haben. Wie auch sollte der Zins immer wieder erwirtschaftet werden können, wenn nicht durch produktives Kapital? Und weil Sachgüter nützlich sind, deshalb kostet auch ihr Nutzen Geld und deshalb bringt ihr Nutzen ihren Eigentümern Kapitalrenditen. Doch der Schein trügt. Er trügt um so mehr, als plausible Elemente fast untrennbar mit Irrtum vermengt werden.

Erschüttert wird der Schein, daß der Geldzins seine letzte Ursache in der Nützlichkeit von Sachkapital habe, schon dadurch, daß Darlehen aufgenommen und Zinsen bezahlt werden auch aus Anlässen, die zu allem anderen als produktivem Sachkapital führen: Kredit für die Beerdigung eines Verwandten; Kredit für einen Schadensersatzanspruch; Kredit für Lebensmittel, die alsbald verzehrt werden; usw. Der Zins hängt also gar nicht davon ab, wofür man sich das Geld besorgt. Wieso also soll er dann seinen Grund haben in etwas, wovon er gar nicht abhängt? Es muß vielmehr eine nützliche Eigenschaft des Geldes selbst sein, die dafür verantwortlich ist, daß man für die zeitweilige Überlassung von Geld in jedem Falle den Zins dafür zahlt.

2. Der kostenlose Nutzen des Geldes

Wenn man für die zeitweilige Überlassung von Geld weiteres Geld bekommt, dann bietet Geld als solches offenbar einen ökonomischen Nutzen, der selbst wiederum Geld wert ist. Wir müssen also einmal sehr genau unterscheiden:

Da ist zunächst der *Geldbestand* in der Kasse. Der wird verliehen und verwandelt sich dadurch in einen entsprechenden *Bestand* von *Geldvermögen*. Am Bestand (gemessen in »Fr. absolut«) also ändert sich summenmäßig beim Geldverleih eigentlich gar nichts. Nur seine Zusammensetzung verändert sich.

Sobald das Geld verliehen ist, setzt jedoch der *Zustrom* von Zinsen ein. Die Zinsen stellen einen *Strom* von Erträgen dar (eine *Bestandsvermehrung*, gemessen in »Fr. pro Zeitspanne«).

Wenn aber mit den Zinsen die Überlassung von Geld bezahlt wird, welche *spezifische Nützlichkeit* des Geldes ist es dann, die den Zins als Preis wert ist? Da die gesuchte Geldeigenschaft beim Geldverleih mit einem Ertragsstrom bezahlt wird, muß man es mit einem *Strom* ökonomischen Nutzens zu tun haben, der mit dem Geld verbunden ist und für den der Zins gezahlt wird.

55

Und in der Tat: Geld in der Kasse verströmt alle diejenigen Annehmlichkeiten, die ein volles Portemonnaie in Form ständiger Zahlungsbereitschaft bietet: Wer über flüssige Zahlungsmittel verfügt, kann schnell jederzeit kaufen. Er kann spekulieren. Er hat ein gutes Sicherheitspolster für alle Fälle. Insofern vermittelt Geld in der Kasse eine Art von ständigem Chancen- und Sicherheitsservice.

⁹² STEINER, *Die soziale Grundforderung*, s. Anm. 1, S. 50.

Die Fachleute sprechen in diesem Zusammenhang ganz allgemein von »monetary service stream«⁹³ und konkret von »Transaktionskasse«, »Spekulationskasse« und »Vorsichtskasse«.⁹⁴ Die besondere Eigenschaft des Geldes aber, mit der dieser ökonomische Nutzen verbunden ist, ist seine »Liquidität«. Wofür der Zins gezahlt wird, das ist der *ökonomische Nutzen der monetären Liquidität*, oder kurz: der *Liquiditätsnutzen* des Geldes.

3. Zins als Preis des Liquiditätsnutzens von Geld

Mit dem Geld ist ein Nutzenstrom zum Kassehalter verbunden. Darin liegt der letzte ökonomische Grund dafür, daß Geld die Eigenschaft hat, selbst wieder im Verlaufe von Zeit Geld wert zu sein. Weil mit dem Geld ein ökonomischer Nettonutzenstrom verbunden ist, kann man Geldvermögen vermehren, indem man diesen Strom von Liquiditätsnutzen vermarktet und Zinsen dafür einstreicht.

Zinsen sind mithin der *Preis für die zeitweilige Überlassung des Liquiditätsnutzens* vom Geldgeber an den Kreditnehmer.

Geld in der Kasse verströmt also gerade, solange man es *nicht* ausgibt, ökonomischen Nutzen. Daher kann man jetzt sagen: Geld, das man in der Kasse behält, vermehrt sich zwar nicht selbst. *Soweit* geht die *Magie des Geldes*⁹⁵ in der Kasse nicht. Aber es vermittelt dem|Besitzer einen Zustrom an ökonomischem Nutzen in Gestalt von Chancen und Sicherheiten. Und das scheint in der Tat fast eine wunderbare, eine magische Eigenschaft zu sein. Denn es scheint, als verströme das Geld diesen ökonomischen Nutzen schlicht und einfach *aus dem Nichts*, nämlich ohne anderweitige Zufuhr des Nutzens, den die Kasse verströmt.

Tatsächlich wird dieser Nutzen anderweit produziert durch alle die anderen, die die monetäre Liquidität überhaupt erst erzeugen, indem sie das Geld ganz allgemein anerkennen, ausgeben und annehmen. »Wir müssen uns (...) klar darüber sein, daß auch Geld als solches einen Wert durch die Zirkulation selber erhält.«⁹⁶ Doch diese Erzeugung des Liquiditätsnutzens durch Ausgeben und Annehmen von Geld mit ihren »positiven externen Effekten« bei Kassehaltern und ihren »negativen externen Effekten zweiten Grades«, die auf die Produzenten der Liquidität zurückfallen, ist, wie schon gesagt, eine andere Geschichte, die hier nicht weiter verfolgt werden soll.⁹⁷

4. Der Mehrwert des Geldes als Zugabe zu seinem Tauschwert

Wenn man also danach fragt, woran es liegt, daß es heute so »etwas höchst Unnatürliches in der sozialen Ordnung« wie die Vermehrung von Geldvermögen gibt, dann lautet die Antwort: Das liegt daran, daß die monetäre Liquidität einen kostenlosen ökonomischen Nutzen verströmt.

⁹³ B. KLEIN. »The Competitive Supply of Money«. In: *Journal of Money, Credit and Banking* 6 (1974), S. 428.

⁹⁴ Z. B. Hans-Joachim JARCHOW. *Theorie und Politik des Geldes, I. Geldtheorie*. 5. Aufl. 1982, 36ff.

⁹⁵ Entsprechend der aufschlußreichen Faust-Deutung von Hans-Christoph BINSWANGER. *Geld und Magie*. 1985.

⁹⁶ STEINER, *Aufgaben einer neuen Wirtschaftswissenschaft I*, s. Anm. 13, S. 172.

⁹⁷ SUHR und GODSCHALK, s. Anm. 64, 90ff.

Die Folge dieser Tatsache ist, daß man diesen Nutzen von Geld mit dem Ergebnis vermarkten kann, daß sich das Geldvermögen vermehrt, ohne daß eigene Leistung hinzugefügt wird. So haben wir ein *Geld mit einem Mehrwert*: das kapitalistische Geld.

57 Man bekommt von der Volkswirtschaft den Nutzenstrom der Liquidität als *Zugabe zum Tauschwert des Geldes* geschenkt. Deshalb können alle diejenigen, die Geld übrighaben und anlegen können, auch den Zinsstrom, den man mit dem Liquiditätsnutzen erwirtschaften kann, als *Zugabe der Volkswirtschaft für alle Wohlhabenden* einstreichen: eine Mechanik für Zwangsschenkungen von Konsumenten, Händlern und Produzenten an die Kapitaleigentümer, gut versteckt hineinkonstruiert in das monetäre System von Liquidität und Kredit.

5. Kapitalkosten als hängenbleibende Liquidisierungskosten

Der Kreditnehmer gibt das geliehene Geld, für das er die Zinsen zahlt, freilich in der Regel alsbald wieder aus. Dann wandert die Liquidität und mit ihr der Liquiditätsnutzen in die nächste Kasse. Die Kosten der Geldbeschaffung jedoch bleiben beim Kreditnehmer hängen. Er bezahlt den Preis eines Liquiditätsnutzens, den inzwischen andere genießen. Nutzen und Kosten der Liquidität trennen sich und gehen verschiedene Wege. Wie soll der Kreditnehmer diese Kosten verbuchen?

Was sind das für Kosten, die anlässlich einer geplanten Transaktion als Geldbeschaffungs- und Liquidisierungskosten entstehen, dann aber dem Kreditnehmer als Kosten des Gutes erscheinen, das er mit dem geliehenen Geld erworben hat? Es handelt sich um *hängengebliebene Liquidisierungskosten*. Sie erscheinen dem Betroffenen und den Fachleuten jedoch nicht mehr als Transaktionskosten, sondern als *Kapitalkosten*. So bleibt die Eigenschaft von Geld, kostspielig zu sein, an den Gütern hängen, die damit erworben werden. So macht das kapitalistische Geld die Güterwelt ebenfalls kapitalistisch.

6. Neutralisierung des Mehrwertes von Geld

Fragt man weiter, wie dem abgeholfen werden könne, so ist die Antwort wieder ganz einfach: Man Sorge dafür, daß mit dem Geld *nicht nur* der ökonomische Nutzen monetärer Liquidität verbunden ist, *sondern auch* ein Nachteil, der den Nutzen kompensiert⁹⁸ und neutralisiert!

58 Dann entsteht ein monetäres Bündel »Geld«, das mit ebenso großem Nutzen verbunden ist, wie ihm Kosten anhängen. Dann wandern die Kosten mit dem Geld von Kasse zu Kasse wie der Liquiditätsnutzen des Geldes. Nutzen und Kosten des Geldes gehen den gleichen Weg und kehren in den gleichen Kassen ein. Dann bleiben auch keine Geldkosten mehr bei Kreditnehmern als Kapitalkosten hängen. Und bei den Geldgebern verschwindet die Möglichkeit, ihr Geldvermögen ohne Zufuhr eigener Leistung zu vermehren.

Steht dem Nutzen des Geldes, der seinen Mehrwert begründet, eine entsprechende Kostenlast

⁹⁸ SUHR und GODSCHALK, s. Anm. 64, 61ff. (»abgeschöpft«), 65 (»Ausgleichsabgabe«), 110 (»neutrales Geld«) Suhr1983a[50, 128ff.

gegenüber, die diesen Mehrwert ausgleicht und abschöpft, dann wird der Mehrwert des Geldes *neutralisiert* und es entsteht ein *Geld ohne Mehrwert*.⁹⁹

7. Alterndes Geld

Werden dem Geld Kosten angeheftet, dann bekommt man »alterndes Geld«! Der Kreis schließt sich: Rudolf Steiner wollte mit dem »alternden Geld« zunächst und direkt das Geld kostenträchtig machen wie verderbliche Waren. Das im Geld verkörperte Leistungsäquivalent sollte sich in dem Maße vermindern, wie der Geldbesitzer abwartet: je länger die Wartezeit, desto höher der Verlust. Ein Geld aber, das an Wert verliert, ist ein Geld, das seinem Besitzer Kosten verursacht: Geldkosten, Liquiditätskosten.

Steiner erwog also, modern ausgedrückt, dem Geld Liquiditätskosten anzuheften. So wollte er erreichen, daß es alsbald wieder »verwendet« würde. Ähnlich wie Silvio Gesell schwebte auch ihm dabei vor, das künstliche Geld den *natürlichen* Gütern anzupassen. Es sollte werden wie die anderen Austauschobjekte auch. Im Lichte der modernen Erkenntnisse wird Steiner also *vom Ergebnis her* insoweit bestätigt, als es um Kosten als Akzessorium der sonst nur nützlichen monetären Liquidität geht.

8. Motivierung der Menschen durch Geldeigenschaften

Das bisherige Geld mit dem kostenlosen Liquiditätsnutzen war gewissermaßen »ewig jung«: Es *motiviert* dazu, das Geld in der Kasse zu behalten (um seine Chancen und Sicherheiten zu genießen) oder es anzulegen, auch wenn man gar keinen echten Bedarf in der Zukunft hat (um Erträge aus Geldvermögen einzustreichen). So konditionierte das bisherige Geld die Menschen auf eine *Neigung zur Liquidität* (Keynes) einerseits und zu *kapitalistischem Verhalten* andererseits: eine Art monetärer Verführer dazu, das Tauschmittel »Kaufgeld« entweder als kostenlosen Liquiditätsdienst oder als kapitalistische Pfründe zu mißbrauchen (*nicht*: als Schatzmittel!).

Die Liquiditätskosten dagegen motivieren dazu, das Geld alsbald wieder auszugeben: unabhängig davon, ob man darin einen der Alterung von Waren analogen Schwund sieht oder Kosten, die den Liquiditätsnutzen abschöpfen. Sie haben insoweit eine »Motivierungs- und Antriebsfunktion« dahingehend, das Geld der Zirkulation wieder zuzuführen. Man wird durch diese Geldeigenschaft weniger in der Neigung zur Liquidität trainiert und weniger im Kapitalismus geschult, sondern zum Tausch angeleitet. Also wird die Transaktionsfunktion des Geldes unterstützt: Das kapitalistische Geld, das sich in Gestalt von Geldvermögen selbst vermehrt, verwandelt sich in *optimales Kaufgeld*.

59

⁹⁹ So der Buchtitel von SUHR, *Geld ohne Mehrwert*, s. Anm. 89.

9. Geld als überlegener monetärer Joker

Zwar wird das alternde Geld zu einem fairen Vermittler der anderen Tauschobjekte. Während jedoch Steiner wie schon Gesell das Geld mit den *verderblichen* Waren vergleicht, kommt es bei der geldwissenschaftlichen Betrachtung auf den Vergleich *dieser* Eigenschaft gerade nicht an, auch wenn er zu scheinbar plausiblen Überlegungen und sogar zu praktisch nützlichen Vorschlägen führt. Vom möglichen Erkenntnisgewinn her ist der Vergleich von Geld und Waren, was die Verderblichkeit und Alterung betrifft, eher irreführend und kontraproduktiv, also alles andere als hilfreich. Er lenkt nämlich die Aufmerksamkeit des Betrachters vom eigentlichen (dynamischen) Tauschvorgang ab, indem er sie auf Fragen der Werterhaltung beim (statischen) Behalten der Gegenstände fokussiert.

60 Wenn man wissen will, inwiefern das Geld als »unreeller Konkurrent« *beim Tauschen*, also *im Verkehr*, den anderen Wirtschaftsobjekten überlegen ist, dann darf man sich nicht darauf fixieren, wie Geld sich verhält, wenn es gerade nicht zum Tauschen gebraucht wird, sondern um es aufzubewahren. Das ist, als wolle man die besonderen| Fähigkeiten eines Pfadfinders untersuchen, während er zuhause am Ofen sitzt.

Schaut man also auf das Geld, das die Kassen wechselt, dann ergibt sich: Das Geld ist *im Verkehr* gerade *nicht nur* den *verderblichen* Waren überlegen, sondern auch den anderen, unverderblichen Gütern. Es übertrifft mit seiner Eignung zum Tausch sogar Güter, die ihm im Punkte »Werterhaltung« ebenbürtig oder voraus sind. Man kauft mit Geld verderbliche Tomaten ebenso wie hochrentable Obligationen, Aktien oder im Preise steigendes Platin. Geld aufzubewahren, ist ohnehin in der Regel unsinnig; denn es entgehen einem die Erträge, die man haben kann, wenn man es richtig anlegt. Insofern besitzt sogar das heutige, »ewig junge« Geld schon die Eigenschaft, alsbald wieder aus der Kasse hinauszudrängen. Selbst ein Geld, das bei mäßiger Inflation *an Wert verliert*, behält seine Überlegenheit als Tauschmittel.

Wer das Geld »den anderen Tauschobjekten ähnlich« machen will, der müßte *unterschiedliches Geld* emittieren, je nachdem, ob das Geld konkurrieren soll mit der Verderblichkeit einer Zirkusvorstellung oder eines Konzertes, mit der Verderblichkeit von Kuchen oder Kartoffeln oder mit der Verderblichkeit von klassischen Kunstwerken, von Gold oder von Diamanten. Aber das wäre sinnlos; denn man würde sich nach falschen Vorbildern und Maßstäben richten.

Wenn also das Geld den anderen Tauschobjekten im Tausch *nicht* deshalb überlegen ist, weil es sich (bei stabiler Währung), auf »unnatürliche« Weise *im Werte erhält*, dann fragt sich: Worin ist denn dann seine Überlegenheit gegenüber den anderen Tauschobjekten begründet?

Die Antwort ist einfach seit den Erkenntnissen, die uns die Liquiditätstheorie verschafft hat. Auch schon Gesell war nahe an der abstrakten Formulierung des springenden Punktes dort, wo er die breite Straße eines Wirtschaftsverkehrs auf der Grundlage von Geld mit den engen und schwierigen Straßen des umständlichen Tauschverkehrs verglich.¹⁰⁰

61 Die Überlegenheit des Geldes als eines Tauschmittels über die anderen Tauschgegenstände hängt zusammen mit seiner Liquidität. Alle tauschbaren Gegenstände haben einen Tauschwert. Einige sind liquider als andere. Aber bei keinem ist der Tauschwert so bequem, handlich,| verkehrsgerecht und liquide wie beim Geld. Die Überlegenheit steckt im »Plus«, – steckt darin, daß das Geld ist: »Tauschvermögen *plus Liquidität*«

¹⁰⁰ GESELL, s. Anm. 54, S. 238, 322.

Geld ist das liquideste unter allen Tauschobjekten, und *darin* liegt seine Überlegenheit. Geld wird im Idealfalle von jedermann zu jeder Zeit an jedem Ort als Preis für jeden denkbaren Kaufgegenstand akzeptiert. Es ist der *monetäre Joker* unter den Tauschobjekten. Die Überlegenheit des Geldes ist die *Überlegenheit des monetären Jokers*. Will man dem Geld auf den Grund gehen, so muß man es spieltheoretisch erforschen, um die Entscheidungsfreiheiten zu erkennen, die es vermittelt, und damit auch die Spielvorteile, die es verschafft.

Das Geld behält seine Überlegenheit über die Waren im Verkehr auch dann noch, wenn es »altert«. Es bleibt nach wie vor praktisch unentbehrlich. Man wird also auch noch etwas alterndes Geld in der Kasse oder auf dem Konto behalten, um transaktionsbereit zu sein. Die Transaktionsbereitschaft ist den Menschen heute die Opportunitätskosten der Kassehaltung wert (die entgehenden Erträge aus Geldanlagen). Die Transaktionsbereitschaft wird den Menschen auch gewisse echte Liquiditätskosten beim alternden Geld wert sein. Wie heute unter Einkalkulation der Opportunitätskosten, so wird man dann unter Einkalkulation der Liquiditätskosten seine Kassehaltung entsprechend den Transaktionsbedürfnissen »optimieren«.

Aber durch die Kosten, die mit dem alternden Geld einhergehen, wird der ökonomische Nutzen, den die Joker-Qualität des Geldes mit sich bringt, abgeschöpft und neutralisiert, so daß sie keinen Schaden mehr anrichten kann. Das Geld, das so entsteht, ist also ein Verbund-Instrument aus *überlegenen Transaktionsqualitäten* einerseits und *lästigen Kosten* andererseits. Und weil so aus Plus und Minus ein neutrales Instrument wird, konkurriert das Geld nicht mehr eigentlich mit den anderen Tauschobjekten, sondern wirkt nur noch als Katalysator im wirtschaftlichen Verkehr: *neutrales Geld* als *optimales Kaufgeld*.

Um noch einmal zurückzukommen auf den irreführenden Vergleich, den Steiner und Gesell zwischen Geld und Ware angestellt haben: Das Geld wird nicht nach dem Modell der verderblichen Ware »verderblich« gemacht. Wenn man sich in dieses Bild allerdings derart vernarrt hat, daß man nicht mehr davon loskommt, dann sollte man es so verändern, daß es richtigere Vorstellungen hervorruft: Der monetäre Joker| ist kapitalistisch übermütig geworden. Deshalb kommt er bei seiner postkapitalistischen Wiedergeburt als siamesischer Zwilling zur Welt. Den monetären Bruder, mit dem er zusammengewachsen ist, den hat Hermes, der Gott der Kaufleute und Diebe, listigerweise als eine *künstlich verderbliche Ware* ausgestaltet. Das Ausmaß der Verderblichkeit hat der kluge Hermes dabei allerdings nicht nach der konkreten oder durchschnittlichen Halbwertszeit von Käse, Tomaten und modischen Fetzen Baumwolle bestimmt: also nicht nach dem Wertverlust dieser oder jener mehr oder weniger verderblichen Ware, sondern nach dem ökonomischen Übermut des monetären Zwillingbruders. Den nämlich will Hermes davor bewahren, sich wieder vom heiteren monetären Kuppler ökonomischer Dienste zum brutalen kapitalistischen Erpresser zu entwickeln. Nicht der *Verderblichkeitsgrad einiger Waren* ergibt den Grund und bestimmt die Höhe der Liquiditätskosten, sondern die *ökonomische Nützlichkeit des Geldes* in der Kasse.

III. Abbau der Vormachtstellung von Geld

1. Entbehrliche und unentbehrliche Liquidität

Geld in der Kasse ist nützlich. Es ist nützlich und unentbehrlich vor allem für Produzenten, Händler und Konsumenten, die miteinander ins Geschäft kommen wollen und ohne das Zahlungsmittel »Geld« ihren Wirtschaftsverkehr nicht oder nur sehr umständlich und kostenträchtig abwickeln können. So ist das Geld nützlich und zugleich *unentbehrlich* für alle, die Existenzmittel produzieren, austauschen und konsumieren wollen.

Zwar auch kapitalistisch angenehm, aber sehr wohl *entbehrlich* ist dagegen die Liquidität des Geldes für alle die Menschen, die im Moment gerade nichts kaufen und nichts bezahlen wollen, weil sie ökonomisch gesättigt sind. Solche ökonomisch gesättigten Menschen mit gleichwohl noch vollen Kassen gibt es um so mehr (mit um so mehr entbehrlicher Liquidität), je wohlhabender eine Volkswirtschaft wird.

63 Aber gerade sie, die die monetäre Liquidität *nicht* brauchen, haben im herkömmlichen System die Macht, abzuwarten und ihre Liquidität erst| dann zur Verfügung zu stellen, wenn man ihnen als Preis für die Überlassung des Geldes die Zinsen zahlt. Genau auf diese Weise sind alle, die tatkräftig produzieren und bedürfnisgerecht konsumieren wollen und zu diesen Zwecken miteinander in Wirtschaftsverkehr treten müssen, von denen abhängig, die über entbehrliche Liquidität verfügen. Die ökonomische Mobilisierungskompetenz wird denen in die Hand gespielt, die sich festlegen (»Geld anlegen«) wollen, statt denen, die mobil sein müssen.

Auch hier sei zum Zwecke der Einübung und Angewöhnung wiederholt: Beim Geld muß man streng unterscheiden zwischen dem darin verbrieften Tauschvermögen einerseits und der Liquidität dieses Tauschvermögens andererseits. Wenn daher soeben von entbehrlicher und unentbehrlicher »Liquidität« die Rede war, so war nicht entbehrliches »Geld« insgesamt gemeint, sondern wirklich nur entbehrliche »Liquidität« im Sinne der oben beschriebenen Mobilisierungskompetenz. »Liquidität« ist für mich entbehrlich, wenn ich gerade keine Veränderungen, keine Bewegungen in den Beständen meiner Güter vorhabe. Dann liegt es nahe, statt des liquiden Gutes »Geld« ein *anderes Gut* zu wählen, das mir in der Zwischenzeit Erträge bringt. »Tauschvermögen« dagegen in Gestalt dieses oder jenes Gutes ist für mich unentbehrlich, wenn ich dieses Tauschvermögens heute oder später im Alter bedarf, z. B. um mir Lebensmittel zu erwerben, oder wenn es in einem Gut steckt, das ich brauche bzw. brauchen werde.

Es wäre natürlich eine ökonomische Naivität zu behaupten, es gäbe bei den Gütern eine so klare zweipolige Klassifizierung wie »entbehrlich« und »unentbehrlich«. Gemeint sind subjektive Einschätzungen, die als Grenzfall von Präferenzen und Abneigungen, von Nutzen und Kosten in der einen oder in der anderen Richtung bestimmt werden.

2. Die Abhängigkeit der Produzenten, Händler und Konsumenten vom Geld

64 Es handelt sich also *nicht nur* um die Abhängigkeit der *Arbeitnehmer* von Arbeitgebern, die schon Marx und die auch noch Steiner vor allem im Auge hatte. Sondern es geht um die sehr viel umfassendere Abhängigkeit *aller*, die in wirtschaftlichen Verkehr miteinander treten| wollen,

von den *Geldgebern*, die das monetäre Verkehrsmittel dafür in der Hand halten.

Die Menschen, die realwirtschaftlich tätig sind (produzieren, handeln und konsumieren), sind von den Geldgebern so abhängig, wie eine Wirtschaft überhaupt davon abhängig ist, daß eine Zentralbank die Wirtschaft mit Geld versorgt: Geldgeber sind bei funktionaler Betrachtung *private Quasi-Notenbanken*, die ein Geschäft daraus machen, monetäre Liquidität zu *vernichten* (dem Transaktionszweck zu entwidmen) und anschließend privatnützig wieder zu *emittieren*!¹⁰¹ Sie *vernichten* Kaufgeld und sie *emittieren* Leihgeld. So vollzieht sich die »Metamorphose« des »Kaufgeldes« ins »Leihgeld«, bevor das »Leihgeld« vom Kreditnehmer alsbald wieder in »Kaufgeld« »metamorphosiert« wird. Von diesen privaten Quasi-Notenbanken sind nicht nur die Arbeitnehmer, sondern auch die Unternehmer und die Konsumenten abhängig wie die Insassen eines gemeinsamen Bootes, – und zwar wiederum um so abhängiger, je reicher eine Volkswirtschaft wird.

Diese Abhängigkeit der Unternehmer, Arbeitnehmer, Händler und Konsumenten von den Geldgebern ist die allgemeine Abhängigkeit, von der die besondere Abhängigkeit des »Arbeiters« nur eine der augenfälligsten Erscheinungsweisen darstellt. Die Existenzmittelbeschaffung aller hängt in einer Geldwirtschaft davon ab, daß sie sich die Liquidität für die Zirkulation von Geldgebern besorgen. Solange das herkömmliche System in Kraft bleibt, zahlen alle Produzenten, Händler und Konsumenten in Gestalt der direkten und indirekten Zinsen den Preis dieser ihrer Abhängigkeit vom Zirkulationsmittel »Geld«.

Daß diese allgemeine Abhängigkeit in Gestalt der lohnabhängigen Arbeit besonders hervortritt, liegt vor allem daran, daß Unternehmer mit den Geldgebern enger verbunden auftreten als Arbeitnehmer: sei es, weil Vermögender und Unternehmer in Personalunion auftreten (Unternehmer mit Eigenkapital); sei es aus anderen Gründen. Vor allem hat das kapitalistische Geld seine Spuren in kapitalistischen Eigentumsformen hinterlassen.¹⁰² |

65

Der Unternehmer, der mit Eigenkapital arbeitet, ist bei alledem auf eine eigenartige, aber sehr aufschlußreiche Art und Weise sogar *von sich selbst* als seinem Kapitalgeber *abhängig*: Der Geldzins setzt nämlich ganz allgemein Maßstäbe für die Rentabilität von Geldanlagen. Diese Maßstäbe gelten auch für Unternehmer mit Eigenkapital: Auch sie müssen mit ihrem eigenen Geld »rentabel« wirtschaften. Sonst »zahlen sie drauf«. Rentabel wirtschaftet ein Unternehmer mit seinem Eigenkapital, wenn er – zusätzlich zum Unternehmerlohn – eine Eigenkapitalrendite erwirtschaftet, die wenigstens so hoch ist, wie die Zinserträge wären, die er bekäme, wenn er sein Geld nicht bei sich, sondern anderweitig angelegt hätte. Von diesem übermäßigen Rentabilitätsdiktat des Geldzinses kann sich also auch derjenige praktisch kaum befreien, der mit eigenem Geld arbeitet. So wird er »Sklave« seines eigenen Kapitals.

3. Lösung der Abhängigkeitsbande durch alterndes Geld

Nehmen wir an, es werde »alterndes Geld« eingeführt. Dann geraten alle, die Geld in der Kasse haben und es um der Zinsen willen anlegen wollen, unter den sanften Kostendruck der mit dem Geld auch verbundenen Kosten. Und genau in dem Umfang, wie sie selbst unter Kostendruck

¹⁰¹ SUHR und GODSCHALK, s. Anm. 64, S. 52.

¹⁰² Dieter SUHR. »Gerechtes Geld«. In: *Archiv für Rechts- und Sozialphilosophie* 69 (1983), S. 322–29, 322–339, 329f.

geraten, *schwindet ihre Macht* auf dem Geld- und Kapitalmarkt und *wächst die Unabhängigkeit der anderen* von ihnen. Mit den Liquiditätskosten schwindet die Macht, die die Halter von vollen Kassen über die Halter von leeren Kassen ausüben können. Es schwindet aber auch der übermäßige Rentabilitätsdruck überhaupt, der auf Unternehmern unabhängig davon ruht, ob sie mit Fremdkapital oder mit Eigenkapital arbeiten.

66 Auch hier wieder wird Steiner insoweit bestätigt, als es ein geldbedingtes Machtgefälle gibt, bei dem die Existenzmittelbeschaffung in die Abhängigkeit von Geldgebern gerät. Die Abhängigkeitsbande verlaufen aber nicht so unmittelbar und einfach vom Geld zur abhängigen Lohnarbeit, sondern sind vermittelt dadurch, daß der Austauschverkehr im Wirtschaftsorganismus insgesamt auf Geld angewiesen ist, also genötigt wird, Zinsen an Geldgeber zu zahlen, um die Zirkulation aufrechterhalten zu können. Einen großen Teil dieser Abhängigkeitslast tragen die Arbeitnehmer. Ihr Anteil wird kleiner, wenn die Gesamtlast geringer wird. Einen wesentlichen Teil dieser Last aber tragen vor allem auch die selbständigen Unternehmer, von den Unternehmern ganz zu schweigen. die mehr für fremdes Kapital schwitzen als für sich selbst.

IV. Veränderungen in der Existenzmittelbeschaffung

Steiner ging es bei seiner Geldkritik vor allem um die abhängige Lohnarbeit als Methode der Existenzmittelbeschaffung. Es hat sich gezeigt, daß die Strukturen der Macht und der Abhängigkeiten beim Geld noch sehr viel umfassender sind. Daher ist zu erwarten, daß sie bei einer Gesundung des Geldwesens auch sehr viel umfassender abgebaut werden und daß im Rahmen dieses Abbaues von Geldmacht und Geldabhängigkeit sich auf lange Sicht auch die spezifische Arbeitnehmer-Abhängigkeit zum Guten hin verändert.

1. Die Mentalität von Kapitalrentnern

Statt einer verfeinerten theoretischen Analyse möchte ich dazu nur eine Plausibilitätsüberlegung anstellen: Wenn Geldvermögen sich nicht mehr ohne Zufuhr eigener Leistung vermehrt, dann kann man auch davon nicht mehr ständig leben, ohne es allmählich aufzuzehren. In dem Maße aber, wie ein Geldvermögensbesitzer erfährt und merkt, daß er »von der Substanz« lebt, rückt auch für ihn die Situation und Lage näher, in der die meisten anderen Menschen leben, die sich ihr tägliches Brot verdienen müssen. Er bekommt vor Augen geführt, daß auch für ihn der Tag näherrückt, an dem er dafür, daß er Güter aus dem allgemeinen Topf abrufte, selbst auch Güter für diesen Topf zur Verfügung stellen muß.

67 Wo der Geldbesitzer bisher davon leben konnte, daß man ihn dafür bezahlte, wenn er die volkswirtschaftliche Zirkulation nicht sperrte, dort wird er jetzt durch die Eigenschaften des Geldes in einer anderen Maxime trainiert: Ihm wird ganz handgreiflich beigebracht, daß man in der Regel *für andere etwas leisten* muß, wenn man selbst *von anderen etwas haben* will. »Der Weg zur Befriedigung der eigenen Wünsche führt über die Befriedigung der Wünsche anderer.« Diesen Satz muß er nicht etwa nur auswendig lernen wie ein moralisches Gedicht. Das Leben

läßt ihn erfahren, daß er ihm folgen muß. Mehr und mehr fühlt er sich gegenüber den anderen auch verpflichtet, bis schließlich sein Gefühl zur ökonomischen Obliegenheit wird, die er erfüllen muß, um Anweisungen auf Teile des Sozialprodukts zu erlangen.

2. Sozial-anthropologische Abhängigkeiten

Ist es dann aber nicht wieder genau so, wie es nicht sein soll? Gerät der Mensch denn nicht wieder in eben jene Abhängigkeit vom Geld, aus der er herausgeführt werden sollte? Muß er nicht am Ende, wenn er nicht mehr von seinen Kapitaleinkünften leben kann, sich und seine Persönlichkeit dem Gelderwerbe aufopfern, nur um seine Existenz zu sichern? Zwingt ihn am Ende doch das Geld in die Arbeit oder doch wenigstens in die Leistung?

Ja, so ist es! Er opfert sich dabei freilich nicht auf; im Gegenteil: Er findet und erfährt sich überhaupt erst jetzt richtig als das *soziale* menschliche Wesen, das für die anderen da ist wie die anderen für ihn! Er bekommt seine faktische Abhängigkeit von den anderen, über die ihn seine Kapitalmacht hinweggetäuscht hat, nun auch faktisch zu spüren als Obliegenheit, etwas an andere zu leisten, um etwas von anderen zu empfangen. Diese Abhängigkeit von anderen zu bestreiten, das hieße, das eigene menschliche, nämlich sozial-anthropologische Wesen zu verleugnen.

Auch Steiner überlegt, ob man die Menschen so in den volkswirtschaftlichen Prozeß hineinstellen müsse, daß sie »aus der sozialen Notwendigkeit heraus Arbeitende sind«: »Müssen wir das?« Und er antwortet: »Sicherlich!«¹⁰³

Wenn und soweit wir von den Leistungen anderer leben wollen, sind wir unausweichlich auch von ihnen abhängig. Und wer von meiner Leistung leben will, ist von mir abhängig. An dieser *sozial-anthropologischen und sozial-ökonomischen Grundbefindlichkeit* führen keine noch so schönen Träume von Individualität, von Selbständigkeit und| von Autonomie vorbei. Selbständig wird man im allseitigen Geflecht zwischenmenschlicher Abhängigkeiten auf einer zweiten, sozialen Ebene erst und nur insoweit *wieder*, wie man sich *auf die anderen verlassen* und gegebenenfalls *sein Recht von ihnen einklagen kann*.¹⁰⁴

So wie die Tauschpartner einer Tauschwirtschaft aufeinander angewiesen und voneinander abhängig sind: und zwar auf Gegenseitigkeit, – so sind es Konsumenten und Produzenten in einer Geldwirtschaft. Das Geld kann diese Abhängigkeiten einseitig verzerren und verschlimmern, aber es kann sie nicht beseitigen. Es liegt also an unserer sozial-anthropologischen Abhängigkeit voneinander, daß Leistungen an andere erbringen muß, wer Leistungen von anderen zu empfangen wünscht. Auch bestes »Kaufgeld« vermag daran nichts, aber auch gar nichts zu ändern. Es kann die Praxis dieser Abhängigkeit nur katalytisch glätten und vereinfachen, indem es als das Medium fungiert, das die Leistung des einen zur Freiheit des anderen macht und umgekehrt auf Gegenseitigkeit. Dabei ist Geld dann nicht mehr »Lohn« für »abhängige« Arbeit, sondern Makler beim Austausch der Leistungen. Es bleibt zwar Medium der Abhängigkeit; aber es wird zugleich das Medium der Wirtschaftsfreiheit auf Gegenseitigkeit.

Man muß das wieder besonders hervorheben und festhalten, um Illusionen, Irrtümern und

¹⁰³ STEINER, *Aufgaben einer neuen Wirtschaftswissenschaft I*, s. Anm. 13, S. 48/49.

¹⁰⁴ Näheres SUHR, »Vom selbständigen Menschen im verfaßten Gemeinwesen«, s. Anm. 9.

Enttäuschungen vorzubeugen. Wer heute nicht unter seinesgleichen wie Robinson leben will und kann, wer vielmehr seine Existenzmittel durch Leistungen anderer erlangen will und muß, der wird gewissermaßen zwar nicht in die Arbeit, wohl aber in den Austausch der Leistungen *hineingezwungen*. Und soweit die anderen ihre Leistungen an mich nur abgeben für das Geld, mit dem sie Leistungen von wieder anderen und von mir bezahlen können, soweit werde ich durch meinen Bedarf an fremden Leistungen in einen Bedarf nach dem Leistungsvermittler und durch diesen Bedarf nach dem Vermittler Geld »in die Leistung« hineingezwungen. Wer das leugnet, hat nicht etwa eine bessere Vorstellung vom Menschen, sondern er macht die Augen zu vor der Wirklichkeit des Menschen als eines sozialen Wesens.]

69

Daß dabei die reine gegenwärtige und zukünftige Existenzsicherung für den einzelnen und seine Familie zusätzliche Probleme aufwirft, kam schon zur Sprache und wird noch einmal unten zur Sprache kommen. Es vermag jedoch am Grundprinzip der Leistung für andere *auf Gegenseitigkeit* nichts zu ändern. Im übrigen bleibt jedermann unbenommen, aus den Erträgen eigener Leistung zu verschenken, so viel er will, und sich von anderen so viel schenken zu lassen, wie sie ihm geben wollen! Es bleibt auch jedem unbenommen, ganze Ordnungen oder Systeme des Schenkens aufzubauen, die korrigieren und nachhelfen, wo die Gegenseitigkeit zu unbefriedigenden Ergebnissen führt oder wegen fehlender Chancengleichheit nicht zu gerechten Verhältnissen führen kann. Nur sollte jeweils darauf geachtet werden, daß die Schenkungen und Wohltaten nicht als Machtinstrument mißbraucht werden.

3. Umerziehung durch den Umgang mit alterndem Geld

Und weil das Geld als alterndes Geld schließlich keinen kostenlosen Nettozustrom an ökonomischem Nutzen mehr mit sich führt, wird Geld und wird Geldvermögen schlicht und einfach *ökonomisch uninteressanter*. Geld wird weniger oder gar nicht mehr *um seiner selbst* willen erstrebt; denn ungenutzt in der Kasse verursacht es nur Kosten, und angelegt vermehrt es sich nicht mehr. Also werden im Gleichschritt mit der Einrichtung von alterndem Geld *die anderen Güter*, die man mit Geld erwerben kann, ökonomisch wieder interessanter und erstrebenswerter. Und wenn man *davon* genug hat, verlockt es weniger, noch mehr Geld zu verdienen; denn dieses Geld verführt nicht mehr mit magischer Selbstvermehrung.

Im Umgang mit dem alternden Geld erfahren die Menschen wie in einer Tauschwirtschaft wieder direkter den Wert der *anderen Güter*, vor allem solcher, die selbst dem Wertschwund weniger unterworfen sind. Der tägliche Umgang mit diesem oder jenem Geld wirkt wie eine Art Selbsterziehung durch Gewohnheit in dieser oder jener Richtung. Dank eines solchen ständigen Verhaltens- und Wertschätzungstrainings erscheint es nicht illusorisch zu erwarten, daß das gesamte Wirtschaftsleben allmählich weniger als heute auf schiere Geldvermehrung ausgerichtet bleibt und stattdessen die übrigen Güter, die hinter dem magischen Geld von heute verdeckt werden, wieder eine vorherrschendere Rolle spielen werden.

70

Durch die Praxis mit dem herkömmlichen Geld haben wir uns das kapitalistische Handeln, Denken und Fühlen gründlichst angeeignet. Wir können uns kaum etwas anderes vorstellen. Es hat mich z. B. sehr viel Mühe gekostet, mich von kapitalistischen Wahrnehmungsgewohnheiten freizuarbeiten, um dann in die hypothetische Welt etwa des alternden Geldes gedanklich

einsteigen zu können. Der Kapitalismus ist uns zur zweiten Natur geworden, indem wir die Verhaltensroutinen und die Erwartungen »verinnerlicht« haben, die mit dem herkömmlichen Geld und seinen Auswirkungen verbunden sind. Also erscheint es auch nicht als ganz illusorisch zu erwarten, daß der alltägliche praktische Umgang mit alterndem Geld andere Spuren in unserem Handlungs-, Denk- und Empfindungsvermögen hinterläßt.

Ich setze also nicht auf den anderen, den guten Menschen, um die Welt zu ändern. Ich nehme die Menschen vielmehr, wie sie sind, und ich erwarte, daß die Macht der Gewohnheit dafür sorgt, daß die Menschen sich ein wenig ändern, wenn man die Struktur ihrer ökonomischen Welt beim Geld etwas verändert.

V. Konvergenz der geldtheoretischen Ansätze

Inwiefern kann nun die Ankündigung eingelöst werden, daß »alterndes Geld« seiner Struktur nach dort zu finden ist, wo die Tendenzen der am Anfang des Kapitels erwähnten geldtheoretischen Ansätze zusammenlaufen?

Mit der *Keynesschen* Liquiditätstheorie konnte erklärt werden, warum Geldvermögen nicht nur *nicht altert*, sondern sich sogar *vermehrte*. Dank seiner Liquidität hat Geld einen Nutzen, der über seinen Nennwert hinausgeht und der, wenn er vermarktet wird, Zinsen bringt. Keynes hat auch schon die Therapie angegeben: Durchhaltekosten (*carrying costs*) auf Geld in der Kasse. Keynes kann daher als erster fachökonomischer Kronzeuge für analytische und konstruktive Gedanken gelten, die zu einem Zahlungsmittel hin tendieren, das »altert«.¹

Keynes sah jedoch die Vorzüge der Liquidität vorwiegend aus der Sicht des Anlegers und seiner Risiken. Zwar kannte er das Transaktionsmotiv der Kassehaltung (»*business-motive*«). Aber daß der spezifische Liquiditätsnutzen gerade weniger mit Investitionsrisiken und mehr mit bequemen, kostensparenden Transaktionen zu tun hat, kam nicht scharf genug heraus, so daß er und seine Nachfolger nicht ganz bis zum Kern der Funktion der Liquidität im Kreislauf von Produktion und Konsum vordrangen. Der Schnittpunkt zwischen Keynes und den Transaktionstheoretikern dürfte bei der Deutung der Liquidität als einer »Mobilisierungskompetenz« zu finden sein (vgl. oben 1.3.).

Es blieb den Theoretikern des *Informations- und Transaktionskostenansatzes* vorbehalten, den ökonomischen Effekt des Geldes in der Wirtschaft als Kostenersparnis und als entsprechenden Wohlfahrtsgewinn zu identifizieren. Erst dadurch bekommt in meinen Augen die Liquiditätstheorie von Keynes ihre reale Grundlage insofern, als *erklärt* wird, woraus die spezifische Nützlichkeit der monetären Liquidität eigentlich herrührt.

Was diese Transaktionstheoretiker jedoch übersehen, sind die Geldbeschaffungskosten; Kosten also, die mit dem Geld einhergehen und die den Aufwendungen gegenübergestellt werden müssen, die das beschaffte Geld bei der Abwicklung von Transaktionen erspart. Ebenso hätten diese Theoretiker fragen müssen: Wieso ist es richtig, wenn der Wohlfahrtsgewinn, den Geld durch Einsparung der Informations- und Transaktionskosten mit sich bringt, nicht nur der Zentral- und Notenbank zugutekommt, sondern auch allen *Geldanlegern*? Beim »alternden Geld« werden die dysfunktionalen Geldbeschaffungskosten im Sinne der herkömmlichen Zinsen und

damit auch die unsinnig allozierten Kapitaleinkünfte vermieden und durch funktionstaugliche Liquidisierungskosten ersetzt.

Damit wäre auch schon angedeutet, inwiefern alterndes Geld dem *wohlfahrtsökonomischen Ansatz* gerecht wird: Geht mit Geld nicht nur der Liquiditätsnutzen einher, sondern auch eine entsprechende Kostenlast, dann wird der Optimalpunkt der Kassehaltung dadurch erreicht, daß die Kosten den Nutzen kompensieren, also der Grenzkostenwert »Null« schon bei sehr begrenzter Kassehaltung erreicht wird, – statt daß irrtümlich angenommen wird, die Opportunitätskosten der Kassehaltung müßten durch zusätzliche Verzinsung der Kassehaltung »kompensiert«, in Wahrheit also der asymmetrische Nutzen verdoppelt werden.

72

Nach *W. Engels* schließlich ist Geld genau dann »optimal«, wenn der Zinssatz 0 % und der Anteil des Leistungseinkommens am Sozialprodukt 100 % beträgt. Genau diese Werte stellen auch für das alternde Geld den idealtypischen Maßstab dar: Wird der Liquiditätsnutzen von Geld durch einen marktgerechten Preis eben dieser Liquidität gewissermaßen abkassiert, dann verbleibt per Saldo ein Zinssatz von 0 %, und dementsprechend verschwindet das aus Geld und vermehrbaren Kapitalien stammende »leistungslose Einkommen«: und umgekehrt tendiert das Leistungseinkommen gegen 100 %.

Dies freilich entspricht auf den ersten Blick nicht ganz dem Gedanken, daß »Einkommen« bei Rudolf Steiner aus ganz anderen Quellen herkommen und nach anderen Maßstäben bemessen werden soll als nach dem Entlohnungsprinzip. Doch diese Differenz ist erklärbar. Auch Steiner unterscheidet offenbar zwischen der Preisbildung, dem Austausch von Äquivalenten, der Kapitallenkung einerseits und dem Einkommensproblem andererseits. Das alternde Geld »löst« eben nur jene Preisbildungs-, Lenkungs- und Allokationsprobleme; es läßt die Frage offen, wie das *persönliche* Einkommen im übrigen, also soweit es vom Prinzip des Leistungsentgelts abweichen würde, aus den marktmäßigen Strömen abgezweigt werden soll. Dazu wurde schon festgestellt, daß »funktionale Trennung« in jedem Falle unvermeidlich sei.

73

3. Alterndes Geld als optimaler Funktionenverbund von Kaufgeld, Leihgeld und Schenkgeld

Daß alterndes Geld auf optimales Kaufgeld hinausläuft, hatte sich schon gezeigt. Jetzt müssen noch das Leihgeld und das Schenkgeld genauer betrachtet werden.

I. Optimales Leihgeld

1. Geldverleih als transtemporaler Liquiditätsaustausch

Was geschieht, wenn Geld verliehen wird und wenn man diesen Vorgang im Lichte der genaueren, liquiditätstheoretischen Einsichten in das Geldwesen betrachtet? Es empfiehlt sich, die Frage einmal im Hinblick auf das Problem der Zirkulation anzugeben, zumal Steiner das Leihgeld ja auch und wohl vor allem in der Funktion sieht, Mängel und Überhänge in dem Gebiet des Kaufgeldes durch Leih- oder Schenkelder zu »korrigieren«, um die wirtschaftlichen Kreisläufe zu schließen.

Ein *Überhang* an momentaner Liquidität in der Kaufgeldsphäre ergibt sich dort, wo ein Kassehalter »Z« zur Zeit entbehrliches Geld in der Kasse hat, das er z. B. erst in 5 Jahren braucht, um dann nach der eigenen Pensionierung eine Leistung aus der Volkswirtschaft abzurufen. | »Z« nenne ich ihn, weil er in der Sprache der Ökonomen »Zukunftspräferenz« hat.

Ein *Mangel* an momentaner Liquidität in der Kaufgeldsphäre ergibt sich etwa dann, wenn ein anderer Kassehalter »G« gerade heute eine Leistung aus der Volkswirtschaft abrufen muß oder will, die er erst in 5 Jahren bezahlen kann. Ich nenne ihn »G«, weil er »Gegenwartspräferenz« hat. Der Überhang an Liquidität bei Z und der Mangel an Liquidität bei G werden beide gleichermaßen »korrigiert«, wenn die beiden einander finden und einen doppelten Liquiditätstransfer vereinbaren: Z stellt heute den G liquide, und G stellt im Gegenzuge dafür den Z in 5 Jahren liquide. Insoweit bewirkt »Leihgeld« einen *transtemporalen Liquiditätsaustausch*.

Zirkulationstheoretisch kann man das so beschreiben: Z würde heute eine Nachfragelücke im Kreislauf der Volkswirtschaft reißen, wenn er sein entbehrliches Geld behielte. Indem er es G leiht, stellt er einen Ersatzmann, der für ihn einspringt und der schon heute verspricht, in 5 Jahren eine Zukunftslücke im Kreislauf der Volkswirtschaft, wie G sie braucht, freizumachen, damit dann G hineinschlüpfen kann. So sorgt Z dafür, daß heute der Kreislauf geschlossen bleibt und daß in 5 Jahren eine Nische für ihn zur Verfügung gestellt wird. Dabei verändert sich im Vermögensbetrag der beiden nichts! Z gibt etwas und bekommt etwas; G gibt etwas und bekommt etwas. Nur die Liquiditätszustände ändern sich. Z wird illiquide, G wird liquide. Das liquide Objekt wird gegen ein illiquides getauscht (und in 5 Jahren zurückgetauscht gegen Erlöschen der Schuld).

2. Keine Prämierung von Zukunftspräferenz

Unter den Bedingungen des *heutigen* Geldes wird der transtemporale Liquiditätstausch für G ebenso erschwert, wie er Z durch Prämien besonders schmackhaft gemacht wird: Die Zinsen, die beim Geldverleih verlangt werden, wirken so, daß sie im Ergebnis den Z für seine Zukunftspräferenz belohnen und den G für seine Gegenwartspräferenz bestrafen. Die Buße des G fließt dabei in die Kasse des Z. Da Z jedoch die Zirkulation stört, wenn er sein Geld nicht verleiht, ist es dysfunktional, ausgerechnet ihm zu prämiieren, so wie es unsinnig ist, ausgerechnet den G mit Zinsen zu bestrafen, wo er doch die Zirkulation aufrechterhält und dem Z aus seiner Verlegenheit als Störer des volkswirtschaftlichen Kreislaufes verhilft.

75

Um Leihgeld zu optimieren, müßte man genau umgekehrt den Z durch Kosten dazu motivieren, einen Ersatzmann zu suchen, der für ihn in die Zirkulationslücke einspringt. Dann könnte er auch den G nicht so lange zappeln lassen, bis dieser ihm die Zinsen bewilligt. Z wäre froh, wenn er sich seiner Kosten dadurch entledigen könnte, daß er G für sich in die Nachfragelücke schickt.

Beim alternden Geld wird jeder Kassehalter mit Liquiditätskosten belastet. Also trägt Z solche Kosten und wird dadurch dazu angereizt, sein Geld zu verleihen. Also erfüllt alterndes Geld die »korrigierende« Funktion von Leihgeld bestens.

3. Verleih von Geld als Kauf von Obligationen

Lehrreich ist auch, den Geldverleih einmal als Kauf zu sehen, also so, wie er tatsächlich erscheint, wenn man sich heute »Obligationen« *kauft*: »Obligationen« sind Papiere, auf denen schon heute verbrieft ist, daß man berechtigt ist, zu einem zukünftigen Zeitpunkt Geld zu empfangen. Wer Geld »verleiht«, der *kauft* also im Grunde heute einen terminierten Zahlungsanspruch; und wer Geld »leiht«, der *verkauft* im Grunde heute seine Verbindlichkeit, zum Termin zu zahlen. Man hat es also, wenn man will, gar nicht mit Leihgeld zu tun, sondern mit Kaufgeld. Das Gut, das schon heute so viel wert ist, daß man dafür einen Kaufpreis zahlt, ist der von Z begehrte und von G angebotene *terminierte Zahlungsanspruch*: die schon heute *rechtlich gesicherte Erwartung*, per Termin die Anwartschaft eingeräumt zu erhalten, eine Leistung aus dem Kreislauf abrufen zu können.

Als »Geldverleih« (oder vielmehr als eine Verpachtung von Geld oder Kapital) erscheint uns der Vorgang vor allem auch deshalb, weil bis zum Zahlungstermin Zinsen gezahlt werden müssen. In dem Maße aber, wie diese Zinsen verschwinden, verschwindet letztlich das »Leihgeld«: Dieses Geld geht nicht am Ende über in Schenkungsgeld, um vom Beschenkten wieder der Zirkulation zugeführt zu werden. Es bleibt vielmehr gleich als Kaufgeld in der Zirkulation. Und warum? Weil letztlich der Überhang an Liquidität einerseits und der Mangel an Liquidität andererseits gar nicht entstehen, wenn Z sein Geld umgehend »verwendet«, also ausgibt für einen zukünftigen Zugriff aufs Sozialprodukt. So sorgt der Zukunftsbedarf unter der Bedingung alternden Geldes dafür, daß die Transaktionskasse alsbald geleert wird.

76

Wenn dagegen die Zinsen des heutigen Geldes winken, wird der Zukunftsbedarf überlagert und verfälscht durch Ertrags-Motive: Dann entwickeln die Menschen nicht nur eine Neigung zur Liquidität. Dann wird wegen der »Segnungen« des Geldes mehr Geld erstrebt, als für die

Abwicklung der Geschäfte an sich erforderlich wäre, und die Zinsen als Prämie für die Aufgabe der Liquidität sorgen dafür, daß Geldvermögen dieser Zinsen wegen gebildet wird, auch *wenn gar kein Zukunftsbedarf mehr* vorhanden ist. So erzeugt das herkömmliche, zinsträchtige Leihgeld selbst jene Überhangs- und Mangelerscheinungen in der Kaufgeldsphäre, die zu »korrigieren« seine Funktion ist. Nirgendwo zeigt sich das so anschaulich wie heute bei den Problemen der internationalen Verschuldung der Entwicklungsländer.

4. Alterndes »Unternehmergeid«

Bei Steiners Vorstellungen vom »Leihgeld« steht der Gedanke im Vordergrund, daß sich der Wert des Leihgeldes als »Unternehmergeid« danach richtet, wieviel guter Unternehmergeist zugeschossen und wie produktiv es eingesetzt wird. Dabei geht es um den Wert dessen, was im Unternehmen bleibt, wenn das Leihgeld längst wieder woanders als Kaufgeld zirkuliert.

Wie aber kann man nun der Vorstellung Steiners näherkommen, daß dieses »Unternehmergeid« (Sachkapital-Wert) sich nach der Produktivität und Alterung der Investition richten soll? Bei *Schweppenhäuser* wird das so aufgefaßt: »Das Leihgeld darf nur so lange als Kapitalanspruch des Verleihers bestehen, wie die damit geschaffenen Produktionsmittel als volkswirtschaftliches Vermögen produktiv sind und dadurch der menschliche Geist initiativ mit ihnen verbunden ist«. ¹⁰⁵

Warum aber soll dann das Ganze noch als »Leihgeld« begriffen und| aufgezogen werden und nicht als schlichte Unternehmensbeteiligung, die das Schicksal des Unternehmens teilt? ¹⁰⁶

77

II. Optimales Schenkgeld

1. Die Magie des Geldes

Was macht Geld so anziehend, daß viele Menschen (und oft gerade die reichen) es so ungern verschenken? Für den »einfachen Mann« und die »einfache Frau« ist es das Transaktionsmittel, das man verdient und mit dem man kauft, was man braucht. Es ist auch das Mittel, mit dem man Geschenke kauft oder das man selbst verschenkt. Wer das Geld nie selbst als verführerische Pfründe hat genießen können, für den gelten die folgenden Beobachtungen nur mit großer Einschränkung. Wer aber genug hat zum Leben und dennoch über zusätzliches Einkommen verfügt, für den ist das heutige Geld schon ein Wunderding. Man kann mit *Hans Christoph Binswanger* von der *Magie des Geldes* sprechen, ¹⁰⁷ die dafür sorgt, daß es einem ganz besonders ans Herz wächst. Wer verschenkt schon einen Zauberstab?

Solange nun das Geld mit seinen magischen Eigenschaften aufwarten kann, fällt es selbstverständlich besonders schwer, sich schenkweise davon zu trennen. Man muß schon besonders selbstlos sein, wenn man sich nicht nur von banaler Kaufkraft ohne Gegenleistung trennen

¹⁰⁵ SCHWEPPENHÄUSER, s. Anm. 56, S. 146.

¹⁰⁶ Eine ähnliche Tendenz zeichnet sich wohl ab bei WILKEN, s. Anm. 41, 301ff.: »treuhänderisches Verantwortungsverhältnis«.

¹⁰⁷ BINSWANGER, s. Anm. 95.

soll, sondern von der Selbstvermehrungsmagie des Geldvermögens. Insofern stehen die magischen Eigenschaften des Geldes seiner Verwendung als Schenkgeld psychologisch im Wege. Verschwinden sie, wird die Funktion des Geldes als Schenkungsinstrument verbessert.]

78

2. »Schenkungen« über die Preise

Es kommt aber noch etwas Entscheidendes hinzu. Nehmen wir nämlich einmal an, daß ein geiziger Geldvermögensbesitzer sich auch durch alterndes Geld durchaus nicht zum Schenken motivieren läßt. Dann sucht er, wo doch eine reine Geldanlage uninteressant geworden ist, nach anderen Gütern, die ihm als Kapitalanlage tauglich erscheinen. Und so wie er denken viele, die nicht mehr wie bisher ertragreiche Obligationen kaufen können. Sie alle fragen jetzt Sachgüter nach: Von Gold und Diamanten über Rohstoffe, Grund und Boden bis hin zu Risikobeteiligungen an Unternehmungen, zu Antiquitäten und Kunstwerken. Das führt dort zu steigenden Preisen. Steigende Preise können problematisch sein insbesondere bei Grundstücken, wenn und soweit nicht auch der Besitz von Grundstücken ähnlich dem des Geldes mit Kosten verbunden ist.

Steigende Preise bei *vermehrbaaren* Sachgütern können aber auch sehr nützlich sein: Sie führen dazu, daß derjenige, der sie produziert, höhere Erlöse hat, also in die Produktion dieser Güter investieren kann. Er wird durch die höheren Preise gewissermaßen beschenkt, und zwar insofern, als dank der Knappheit und Begehrtheit der Güter die Differenz zwischen eigenem Aufwand und Erlös größer ist als bei anderen Gütern. Relativ zum Aufwand und aus der Sicht des Produzenten stellt die Knappheitsrendite eine Art »Geschenk« der anderen an ihn dar, mag sie auch aus der Sicht der Käufer ganz im Preis versteckt bleiben.

Solche »Schenkungen«, die die Konsumenten an die Produzenten *in den Preisen* erbringen, »korrigieren« dann den Umstand, daß im Augenblick zu wenige dieser begehrten Güter auf dem Markt sind: Zusätzliche Mittel schwimmen so zu dem Tüchtigen hin, der die Güter herstellt. So wird dieser Produzent mit Produktionsmitteln »beschenkt«. Indirekt werden aber auch alle anderen »beschenkt«, die später in den Genuß der zahlreicher angebotenen und daher preiswerteren Güter kommen. Dann kann man sagen: Auch dieses »Schenkgeld«, das in den Preisen versteckt ist, hat »korrigierende« Ausgleichsfunktionen zwischen den »Geldgebieten«: Es führt dazu, daß Geld aus »Gebieten«, wo es (relativ) entbehrlich ist, in »Gebiete« exportiert wird, wo es (relativ) dringender gebraucht wird, um einem Angebotsmangel abzu|helfen. Dabei betrifft dieser Ex- und Import das »Geld« insgesamt: sowohl das »Tauschvermögen« als auch dessen »Liquidität«, und er führt zu endgültigen Transfers. Er ist also noch effektiver im Sinne des korrigierenden Ausgleichs als die nur vorübergehende Überlassung bloß der Liquidität beim Leihgeld.

79

Wenn herkömmliche »Anleger« Ersatz für abgelaufene Geldvermögenstitel suchen, mögen sie z. B. auch noch ihre Neigung für Unternehmensbeteiligungen entdecken, weil da vielleicht noch Profit drin ist: Dann riskieren sie unternehmerisch etwas, um etwas zu gewinnen. Das sieht im Lichte der Steinerschen Geldfunktionen dann durchaus nicht nur negativ aus: Risikokapital zur Verfügung zu stellen, das ist ein pfiffig bedingtes doppeltes »Schenkungsgeld«! Hat sich der Kapitalgeber geirrt, dann zahlt er drauf. Dann »verschenkt« er etwas an die Volkswirtschaft: Er fängt ein Risiko ab, so daß es z. B. nicht oder weniger hart den Unternehmer und seine

Mitarbeiter selbst trifft. Ihn trifft es weniger hart, weil es sich ja um »Anlagegelder« handelt, die er typischerweise *übrig hatte*, so daß er nicht, wie vielleicht der Unternehmer und seine Mitarbeiter, existentiell getroffen wird. Insofern ist er fast dazu berufen, Risiken abzufangen. Hat er sich aber nicht geirrt, dann macht er ein gutes Geschäft. Dann »schenkt« ihm die Volkswirtschaft einen Gewinn und signalisiert ihm damit: »Du bist genau der Risikokäufer mit der richtigen unternehmerischen Spürnase. Deshalb prämiieren wir dich und statten dich mit weiteren Mitteln aus, so daß du noch wirksamer bereit bist, Risiken für uns abzufangen. Und indem du das tust, schiebst du die Mittel auch noch mit Wahrscheinlichkeit dorthin, wo sie am nützlichsten verwendet werden.«

Alles in allem: Alterndes Geld wäre in mancherlei Hinsichten ein besseres Schenkgeld als das überlieferte Geld. Wahrscheinlich wäre es sogar optimales Schenkgeld.

III. Optimaler Verbund der monetären Funktionen

Alterndes Geld ist zugleich optimales Kaufgeld, optimales Leihgeld und optimales Schenkgeld. Also schließt sich wieder der Kreis. Man schlägt viele Fliegen mit einer Klappe, wenn man alterndes Geld einrichtet. Sogar zur Lösung des erzieherischen Problems, wie man die im Kapitalismus konditionierten Verhaltens- und Wertschätzungsroutinen verlernen kann, kann das alternde Geld beitragen, wenn es erst eingeführt ist und die Menschen sich daran gewöhnen, mit ihm umzugehen. Man braucht daher nicht nur auf subjektive altruistische Moral zu vertrauen, sondern kann auch ein klein wenig Hoffnung setzen in die *vernünftige Struktur* in den Spielregeln des Wirtschaftslebens und seines monetären Teilgebietes, die sich dann in die Gewohnheiten, in die Erwartungen und in die Wertschätzungen der Menschen eingraviert.

Ich setze hier also auf Vernunft, Struktur und Gewohnheit. Das heißt nicht, daß für Liebe, Güte und Humanität kein Raum sei. Ganz im Gegenteil: Die sozioökonomische Grundlage dafür, daß solche Tugenden im Menschen mehr Kraft entwickeln, werden dadurch verbessert, daß Untugenden weniger nachhaltig prämiert und trainiert werden.

80

81

4. Alterndes Geld in der Praxis

Schön ist eine gute Theorie. Aber besser noch ist die Praxis der guten Theorie. Kann man die Idee vom alternden Geld überhaupt verwirklichen? Welche Schritte sind dazu erforderlich? Immerhin: Es gibt geschichtliche Erfahrungen aus dem Mittelalter. Es gibt Erfahrungen mit Freigeld-Projekten aus den dreißiger Jahren. Und es gibt praktische Vorschläge, die von den größten Ökonomen der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts stammen: von *Irving Fisher* und *John Maynard Keynes*. Außerdem sind kürzlich Konzepte entwickelt worden dazu, wie die Teilnehmer am Wirtschaftsleben sich selbst helfen und im Rahmen des geltenden Rechts ihr eigenes besseres Geld schöpfen können: praktisch ohne den Staat, ohne die Regierung, ohne den Gesetzgeber.

I. Die Münzerneruerungen im Mittelalter

Nach dem »Sachsenspiegel«, dem bedeutendsten deutschen Rechtsbuch des Mittelalters, durften Münzerneruerungen vorgenommen werden, wenn neue Herren kamen. So wurden bei einem Wechsel der Herrschaft die umlaufenden Münzen aufgerufen und unter Abzug eines Schlagschatzes gegen neue Münzen eingezogen. Der Schlagschatz war eine Einkunftsquelle für die Landesherren, so daß es sich einspielte, daß die Aufrufe und Umprägungen auch unabhängig von Herrschaftswechseln stattfanden: z. B. mehrmals im Jahr, etwa zu den Terminen größerer Märkte.¹⁰⁸

82

Diese »Renovatio Monetarum« führte dazu, daß die umlaufenden, dünnen Silbermünzen während der Zeit bis zum nächsten Umtauschtermin kontinuierlich so viel an Wert verloren, daß ihre Kaufkraft auf den Märkten zum Zeitpunkt der nächsten Umtauschaktion bereits die Minderung durch den Schlagschatz vorwegnahm. Kaufpreise wurden daher in den Verträgen in »Neuen Pfennigen« vereinbart, um auf diese Weise die vertraglichen Forderungen und Rechte vom Schicksal des Geldes, das sich entwertete, abzukoppeln.

So gab es also im Mittelalter, etwa zur Zeit der Gotik, schon ein »alterndes Geld«. Und alles, was aus heutiger Sicht über die Auswirkungen dieser Münzordnung berichtet wird, deutet darauf hin, daß es sich um eine höchst segensreiche Geldordnung handelte, die zu einer bis dahin ungekannten und seitdem nicht wiederholten dauerhaften Wirtschaftsblüte führte. Negative Erscheinungen gab es dort, wo die Münzerneruerungen übertrieben wurden oder wo die Geltungsbereiche der Münzen zu sehr zersplittert waren. Weil man damals die segensreichen Wirkungen des immer wieder erneuerten Geldes nicht durchschaute, kam allerdings auch der Ruf nach dem »ewigen Pfennig« auf. Die Fugger in Augsburg z. B. drängten aus wohlverständlichen Gründen darauf, die Münzerneruerungen einzuschränken bzw. einzustellen.

¹⁰⁸ Einzelheiten: Karl WALKER. *Das Geld in der Geschichte*. Lauf bei Nürnberg, 1959, 29ff.

II. Das Freigeld

83 Der deutsch-argentinische Kaufmann Silvio Gesell¹⁰⁹ sammelte in Südamerika mit seinem Geschäft Erfahrungen mit der Goldwährung. Er versuchte, sich über Krisenerscheinungen klarzuwerden und kam zu einer Deutung der Geschehnisse, die man heute mit Fug und Recht »monetaristisch« nennen kann. Um Stockungen im Warenabsatz und im Wirtschaftsverkehr überhaupt zu verhindern, schlug er »Freigeld« vor: ein Zahlungssystem mit Geldzeichen, die sich im Ablaufe der Zeit entwerteten, wenn man sie nicht regelmäßig mit dafür vorgesehenen Marken beklebte, die auf eine Geldgebühr oder Geldsteuer hinausliefen. Die Gedanken von Silvio Gesell wurden in Wörgl (Osterreich) und Schwanenkirchen verwirklicht, und zwar während der Krise in den dreißiger Jahren. Insbesondere in Wörgl gelang es, mit Notgeld nach dem Konzept des »Freigeldes« die lokale Wirtschaft zu beleben, kommunale Steuerschulden zu verringern und dringende öffentliche Arbeiten ausführen zu lassen. Die Zahl der Arbeitslosen sank, während sie in der Umgebung weiter stieg. Das Unternehmen wurde jedoch verboten, weil es gegen das Banknotenmonopol der Nationalbank verstieß. Immerhin haben die Freigeld-Experimente dazu geführt, daß einige Fachökonomien vorübergehend von Silvio Gesell Kenntnis genommen haben.

III. Praktische Vorschläge der Fachökonommen

1. Irving Fisher: »stamp scrip« auf nationaler Ebene

84 Irving Fisher, Mitbegründer der Mathematisierung in der Volkswirtschaftslehre und bekannt wegen der Einführung von Währungsindizes, verfaßte ein Buch »Stamp Scrip«, in dem er auch für Amerika zur Behebung der Weltwirtschaftskrise dringend ein Geld empfahl, das dem Freigeldgedanken von Silvio Gesell vollkommen entsprach. Dieses Konzept wurde nicht realisiert. Vielleicht waren es sogar nur zufällige Umstände innerhalb der zuständigen Behörden, die dazu führten, daß es wieder in der Schublade verschwand.¹¹⁰ |

2. Der »Keynes-Plan« für das internationale Währungssystem

Während des zweiten Weltkrieges machte man sich sowohl in den Vereinigten Staaten als auch in England Gedanken darüber, wie man die Weltwirtschaftsordnung so umgestalten könne, daß sie krisenfester sein würde. Insbesondere ging es um Überlegungen dazu, wie ein Weltwährungssystem beschaffen sein müßte.

Zur Frage des Währungssystems gab es zwei Vorschläge: den »White-Plan« und den »Keynes-

¹⁰⁹Zu den Freigeldexperimenten: Werner ONKEN. »Ein vergessenes Kapitel der Wirtschaftsgeschichte«. In: *Zeitschrift für Sozialökonomie* 57./58. Folge (Mai 1983), S. 3–20.

¹¹⁰Irving FISHER. *Stamp Scrip*. New York, 1933; Ein Assistent Fishers (und Mitverfasser von »Stamp Scrip«) hat über die politischen Bemühungen Fishers berichtet: Hans COHRSEN. »Das beginnende Engagement der Wissenschaft«. In: *Fragen der Freiheit* 162 (Mai/Juni 1983), S. 10–20.

Plan«. ¹¹¹ Weil er den amerikanischen Interessen weniger diene, blieb der Keynes-Plan weitgehend unverwirklicht. Später allerdings, als die Sonderziehungsrechte eingeführt wurden, bekam Keynes gewissermaßen nachträglich in dem Punkte recht, daß es einer besonderen, internationalen Währungseinheit bedürfte.

Kaum bekannt ist, ¹¹² daß Keynes in seinem Plan auch vorgeschlagen hatte, eine Art Strafzins für Liquidität einzuführen, die beim internationalen Währungsfonds vorgehalten wird: Sowohl für liquide Guthaben als auch für liquide Überziehungen sollten diese Strafzinsen fällig werden, wenn die vorgehaltene Liquidität gewisse Beträge übersteigen würde.

Dieser Vorschlag entspricht einschlägigen Überlegungen, die Keynes in seiner »Allgemeinen Theorie« angestellt, zunächst aber leider praktisch nicht weiter verfolgt hatte.

Man kann die im Keynes-Plan enthaltenen praktischen Vorschläge als eine keynesianische Alternative zu dem bezeichnen, was später unter der Flagge einer »keynesianischen« Wirtschaftspolitik laufen sollte.

Es ist bemerkenswert, daß sowohl die Überlegungen in der »Allgemeinen Theorie« als auch die spezifischen Vorschläge im Keynes-Plan von der Fachökonomie weitgehend ignoriert worden sind. Dabei ist es| Keynes allerdings nicht anders gegangen als Fisher, dessen Buch »Stamp Scrip« ebenfalls so gut wie unbekannt geblieben ist.

85

IV. Der politische und der wirtschaftlich-»natürliche« Weg zum alternden Geld

Will man heute alterndes Geld verwirklichen, so eröffnen sich zwei Strategien: In jedem Falle kommt es darauf an, daß ein Geld geschaffen wird, das derart mit Kosten verbunden ist, daß es »altert«, also im Werte verliert, wenn man es in der Kasse behält.

Zunächst drängt sich der Gedanke auf, neue Banknoten einzuführen, die nach den Vorstellungen von Gesell oder von Fisher mit Gebührenmarken beklebt oder gebührenpflichtig abgestempelt werden müssen. ¹¹³ Neue Banknoten kann aber nur die Deutsche Bundesbank ausgeben, und um die Maßnahme zu flankieren, müßte wohl auch der Gesetzgeber tätig werden. Dieser »Weg zum alternden Geld« führt also über die politischen Instanzen und verspricht nur dann Erfolg, wenn man politische Mehrheiten für das Konzept gewinnen kann.

Zwar erscheint es nicht ganz aussichtslos, eines Tages solche Mehrheiten zu mobilisieren. Aber einstweilen besteht die größte Schwierigkeit darin, daß die Fachökonomien nicht begreifen können oder wollen, worum es geht, so daß sie den Politikern falsche Auskünfte geben, wenn sie um Rat gefragt werden. Man hat es mit einem Dilemma zu tun, das Keynes auf die Formel gebracht hat: Schwierig sind nicht die neuen Gedanken, schwierig ist vielmehr, von den alten loszukommen.

Der »politische Weg zum alternden Geld« hat auch noch, jedenfalls in den Augen eingeschworener Marktwirtschaftler, den kleinen Schönheitsfehler, daß es sich bei den Kosten, die

¹¹¹ Dazu wiederum SUHR und GODSCHALK, s. Anm. 64, 123-27 mit Nachweisen; Wilhelm HANKEL. *John Maynard Keynes. Die Entschlüsselung des Kapitalismus*. München und Zürich, 1986, 69ff.

¹¹² Eine der wenigen Ausnahmen bildet Josef Edmund ZIMMERMANN. »1945 – und was dann? – Weltwirtschaftskrise und Soziales Hauptgesetz«. In: *Das Soziale Hauptgesetz – Beiträge zum Verhältnis von Arbeit und Einkommen*. Hrsg. von Stefan LEBER. 1986, 72f.

¹¹³ Z. B. Karl WALKER. *Die Technik der Umlaufsicherung des Geldes*. Heidelberg-Ziegelhausen, 1952.

dem Geld angeheftet werden sollen, um eine hoheitliche Geldgebühr oder Geldsteuer handelt also nicht um Kosten, die wie Preise auf dem Markt selbst ermittelt werden. |

86 Also fragt es sich, ob es nicht Möglichkeiten und Strategien gibt, alterndes Geld so zu konzipieren und zu realisieren, daß man die politischen Probleme mit dem Staat umgehen kann. Und in der Tat: Wenn die jüngsten Untersuchungen, Analysen und praktischen Überlegungen zutreffen, dann gibt es einen »wirtschaftlichen Weg zum alternden Geld«, bei dem die betroffenen Teilnehmer des Wirtschaftslebens zur Selbsthilfe greifen.

Dieser Selbsthilfsweg entspräche auch am besten der Vorstellung Rudolf Steiners, wonach das alternde Geld *auf »natürliche« ökonomische Weise* aus den wirtschaftlichen Bedürfnissen heraus entsteht.¹¹⁴

V. Oeconomia Augustana

Warum »Oeconomia Augustana«?¹¹⁵ Der Name ist an sich nicht unwichtig, und man sollte auch eine Bezeichnung wählen, die den Kerngedanken schon möglichst gut mitteilt. Allein ich fand – außer »Geld ohne Mehrwert« und »Optimale Liquidität« – keine, deshalb suchte ich weiter.

Da das Konzept bei mir nunmehr seit geraumer Zeit unter der Flagge »Oeconomia Augustana« läuft, bleibe ich auch hier dabei. Der Name spielt einerseits auf Augsburg an, die Stadt, in der diese Variante auf die Idee vom »alternden Geld« entstanden ist. Andererseits ähnelt die Bezeichnung nicht ohne Absicht der »Confessio Augustana«: So wie es damals nicht darum ging, das Christentum abzuschaffen, sondern nur darum, es zu reformieren, so habe ich heute nicht vor, die Marktwirtschaft abzuschaffen, sondern nur, sie auf gerechtere und freiheitlichere Grundlagen zu stellen. Und vergleichbar mit der Wirkung der Reformation auf den Glauben ist vielleicht auch die Auswirkung der »Reformatio Monetarium«, um die es jetzt geht, auf die Wirtschaft. Und so wie damals die Reformation des Glaubens ihren letzten äußeren Anstoß wohl durch den Ablass bekam, so sind es heute | die Zinsen, die den Stein des Anstoßes bilden: also jener Ablass, den Produzenten, Händler und Konsumenten an die Geldvermögensbesitzer (und nicht nur an diese) zu entrichten haben.

87

1. Die Banktechnik

Zur Verwirklichung der Oeconomia Augustana (im folgenden auch abgekürzt: »OA«) bedarf es von Anfang an wenigstens einer Bank oder Sparkasse, die die herkömmlichen Dienstleistungen für ihre Kunden anbietet. Nennen wir diese Bank oder Sparkasse, die sich bereiterklärt, bei der Emission von »alterndem Geld« mitzuwirken, die »OA-Bank«.

Die OA-Bank bietet allen ihren alten und neuen Kunden die Eröffnung je eines zusätzlichen Kontos an: eines »OA-Kontos«. Auf diesen OA-Konten stellt die OA-Bank ihren Kunden .Kredite

¹¹⁴ STEINER, *Aufgaben einer neuen Wirtschaftswissenschaft I*, s. Anm. 13, S. 202.

¹¹⁵ SUHR und GODSCHALK, s. Anm. 64, 137ff. Dieter SUHR, *Die Befreiung der Marktwirtschaft vom Kapitalismus*. Berlin, 1986, 68ff.

zur Verfügung, für die sie keine herkömmlichen Zinsen berechnet. Der Kreditnehmer zahlt also nicht Zinsen für die gesamte Laufzeit der Inanspruchnahme seines Kredites. Er zahlt vielmehr nur so lange Liquiditätskosten, wie das Geld auf dem Konto bereitsteht. Von diesen Liquiditätskosten wird er frei, sobald er durch Überweisung von dem OA-Konto eine Zahlung auf ein anderes OA-Konto tätigt.

In dem Zins für herkömmliche Kredite ist jedoch nicht nur ein Preis für die zeitweilige Überlassung des Nutzens monetärer Liquidität enthalten. Der Zins enthält vielmehr auch eine mehr oder weniger hohe »Risikoprämie« derart, daß Kreditnehmer mit guter Bonität eine geringere Risikoprämie zahlen als solche mit schlechter Bonität. Diese Komponente im herkömmlichen Zins muß gedanklich und praktisch abgetrennt werden, so daß zwischen der OA-Bank und dem Kreditnehmer gesondert vereinbart wird, welchen Preis er für das Risiko zahlen muß, das er für die OA-Bank darstellt. Eine ähnliche Abschichtung und Trennung ist erforderlich, wenn und soweit im herkömmlichen Zins ein Ausgleich für erwartete Inflation steckt. Praktisch würde das darauf hinauslaufen, daß ein OA-Kreditnehmer geringe Zinsen nach herkömmlichem Muster und im übrigen nur die Liquiditätskosten zu zahlen hätte für die bereitgehaltene Liquidität.

Für die Kredite, die die OA-Bank auf den OA-Konten ihren OA-Kunden zur Verfügung stellt, muß sie sich wie bisher refinanzieren (genau genommen: sie muß sich reliquidisieren!). Sie kann sich also |das Geld, das sie ihren OA-Kunden auf die neuartige Art und Weise zur Verfügung stellt, auf den herkömmlichen Geld- und Kapitalmärkten besorgen. Dort muß sie die zur Refinanzierung (bzw. Reliquidisierung) aufgenommenen Gelder auch mit herkömmlichem Geld verzinsen. Damit die Rechnung aufgeht, muß die Bank also die Kredit- und Liquiditätskosten, die sie bei ihren OA-Kunden erhebt, in herkömmlichen Geld bekommen. Das führt dazu, daß die Liquiditätskosten einerseits und die herkömmlich berechnete Risiko- und Inflationsausgleichsprämie andererseits dem herkömmlichen Konto des betroffenen Kreditnehmers belastet werden.

»Liquiditätskosten« hat der Inhaber eines OA-Kontos auch dann zu tragen, wenn er sein Konto überzieht. Das erscheint zunächst nicht ohne weiteres verständlich. Es hat aber seinen guten Grund und seine Richtigkeit: Es darf nämlich keine Rolle spielen, ob die Liquidität auf dem OA-Konto im Soll oder im Haben zu Buche steht. Bei einem Guthaben besteht die »Liquidität« darin, daß ungewiß ist, ob und wann der Kunde darüber verfügt: Er hat sich *zeitlich nicht festgelegt*. Wird das Konto einfach überzogen, so besteht der Zustand der »Liquidität« darin, daß wiederum *zeitlich offen* ist, wann der Kunde sein Konto ausgleicht, z. B. auch dadurch, daß er einen zeitlich festgelegten Kredit aufnimmt. So gesehen gibt es also nicht nur »alternde Guthaben«, sondern auch »alternde« Überziehungspositionen. (Wer will, kann sich die Rechtfertigung dieser scheinbar paradoxen »Alterungen« plausibel machen, indem er sich vorstellt: Wer mit Geld umgeht, das Anweisungen auf Anteile am Sozialprodukt vermittelt, der darf in keinem Falle die Zirkulation ungestraft stören, – weder dadurch, daß er *ins Ungewisse hinein* Geld nicht ausgibt, das er hat, – noch dadurch, daß er *ins Ungewisse hinein* Geld ausgibt, das er nicht hat.)

Der Zahlungsverkehr von OA-Konto zu OA-Konto spielt sich nicht anders ab als Überweisungen von herkömmlichen Konten auf herkömmliche Konten. Liquiditätskosten fallen jeweils dann an, wenn auf den OA-Konten von der Null-Linie abgewichen wird. Und diese Kosten

werden, wie gesagt, in herkömmlichem Geld erhoben und den herkömmlichen Konten der betroffenen Kunden belastet.

89 Wie aber steht es mit der Abhebung von Bargeld? – Hebt ein Kunde Bargeld von seinem OA-Konto ab, so entgeht der Bank die Möglichkeit, den Weg dieses Geldes zu verfolgen und Liquiditätskosten| immer dort zu erheben, wo sich das Geld befindet. Sie muß sich deshalb an den Kunden halten, der von seinem OA-Konto Bargeld abhebt. Von ihm fordert sie die Liquiditätskosten so lange, bis er das herkömmliche Bargeld wieder einzahlt. (Dann freilich kann der betroffene Kunde ebensogut das Geld von seinem herkömmlichen Konto abheben und einen herkömmlichen Kredit in Anspruch nehmen, für den gegebenenfalls sein Guthaben auf dem OA-Konto oder eine Anlage dieses Geldes bei der Bank als Sicherheit dient.) Ein OA-Kunde also, der Bargeld abhebt, verhält sich nicht anders und wird so behandelt, als entnähme er dem OA-System einen herkömmlichen Kredit. Also zahlt er auch herkömmliche Zinsen.

Nicht anders als die Abhebung von Bargeld spielt sich die Sache ab, wenn jemand, der ein Guthaben auf seinem OA-Konto hat, Überweisungen auf herkömmliche Konten tätigen möchte. Auch dieser Kunde erscheint aus der Sicht des OA-Systems wie ein Barabheber und wird so behandelt. (Und wiederum erscheint es denkbar, daß der OA-Kunde sein OA-Guthaben der Bank als OA-Festgeld oder OA-Darlehen anbietet, um die Liquiditätskosten zu senken oder ihnen zu entgehen, und daß er dann auf seinem herkömmlichen Konto einen herkömmlichen Kredit nimmt, für den wiederum sein Guthaben als Sicherheit fungieren kann.)

In dem Umfange, wie das OA-Zahlungsnetzwerk wächst und die Teilnehmerzahl zunimmt, wird es wahrscheinlich, daß monetäre Märkte entstehen, die den heutigen Geld-, Kapital- und Devisenmärkten entsprechen: Man wird dann mit herkömmlichem Geld OA-Liquidität und mit OA-Liquidität herkömmliches Geld kaufen können.

Schließlich gilt es noch den Fall zu bedenken, daß ein Kunde herkömmliches Bargeld auf ein Konto einzahlen möchte. In diesem Falle wird er kaum herkömmliches Bargeld einfach auf ein OA-Konto legen. Denn dabei würde er seine bisher kostenlose Liquidität in eine für ihn kostenträchtige umtauschen. Also wird er sein herkömmliches Bargeld bei seiner Bank auf herkömmliche Weise anlegen, indem er ein Sparbuch eröffnet, Termingelder vereinbart oder Obligationen kauft.

90 Dann wird er einen OA-Kredit in Anspruch nehmen, für den seine Geldanlage als Sicherheit fungiert. Sobald OA-Kunden auf ihren OA-Konten über Guthaben verfügen, für die sie im Augenblick keine »Verwendung« im übrigen Wirt|schaftsleben haben, werden sie dazu motiviert, diese ihre OA-Liquidität »anzulegen«. Dieses »alternde Geld« drängt also in die »Geldanlage«. Der Konteninhaber sucht dann also andere Teilnehmer am Wirtschaftsverkehr, die noch »Verwendung« für OA-Liquidität haben. Er kann einem Freund, einem Geschäftspartner oder sonst jemandem ein Darlehen in OA-Liquidität geben. Oder aber er bietet sein Guthaben der OA-Bank als Festgeld oder Darlehen an.

Und genau dieser Fall, daß nämlich OA-Kunden ihre eigenen OA- Bankguthaben in OA-Liquidität zu Anlagezwecken anbieten, ist aufschlußreich. Von dem Augenblick an nämlich, in dem die OA-Bank OA-Liquidität ihrer OA-Kunden entgegennimmt, beginnt die *Selbstreliguidisierung im OA-System*. Jetzt fließt das erste Leihgeld neuer Art und Güte zurück in das Kaufgeld-Gebiet des Geldes neuer Art und Güte. Der Kreislauf des »alternden Geldes« schließt sich.

Soweit dann die OA-Bank (oder das OA-Banksystem) sich durch OA-Einlagen reliquidiert, bedarf es der Mittel nicht mehr, die während der Startphase auf den herkömmlichen Geld- und Kapitalmärkten aufgenommen werden mußten. Es entfallen dann auch die Zinsen in herkömmlichem Geld, die das OA-System noch an die Geldgeber herkömmlicher Art abführen mußte. Und soweit die OA-Bank ihre eigenen Aufwendungen an Angestellte und an Geschäftspartner in OA-Liquidität tätigen kann, kann und muß sie Erträge in OA-Liquidität hereinwirtschaften. Das wiederum bedeutet, daß auch die OA-Kunden ihre Kosten (Kreditrisiko- und Liquiditätskosten) mehr und mehr in OA-Liquidität werden entrichten können.

So erscheint es am Ende möglich, daß sich das OA-System als eine monetäre Enklave in der kapitalistischen Welt entwickelt, die sich von dem kapitalistischen Umfeld in dem Maße emanzipiert, wie die Enklave wächst. Und in dem Maße, wie die Enklave wächst, unterwandert sie die kapitalistische Umgebung. Die preiswerten Liquidisierungsdienste setzen sich am Ende im Wettbewerb mit dem kapitalistischen Geld durch. Und so erweist sich das alternde Geld eben durch seinen Alterungsprozeß als ungeheuer kräftig: als so kräftig, daß es dem kapitalistischen Geld die Nachfrage abgraben kann.

Wenn sich das OA-System im wesentlichen in sich selbst reliquidiert, erscheint eine Entwicklung denkbar, die ich noch nicht recht absehe: Sofern die Kosten, die der OA-Bank bei ihren Liquiditäts- und Kreditdiensten entstehen, so gering werden sollten, daß auch die Kosten die den Kunden in Gestalt von Liquiditätskosten belastet werden, extrem niedrig werden, dann wird monetäre Liquidität am Ende vielleicht wieder so billig, daß ihre Kosten geringer sind als der Liquiditätsnutzen. Dann beginnen die Kunden wieder eine »Neigung zur Liquidität« zu entwickeln, und das könnte zu Marktsituationen führen, bei denen wieder herkömmliche Zinsen verlangt werden für Darlehen. Dann beginnt der Kreislauf vielleicht von neuem mit dem Trick der *Oeconomia Augustana*, wonach die Zinsen in Liquiditätskosten transformiert werden... Kurz: Es sind gewiß noch nicht alle Fragen der »optimalen Liquidität« und des »alternden Geldes« beantwortet, noch nicht alle Probleme gelöst.

91

2. *Oeconomia Augustana* und Barter-Klubs

Während der Startphase ist die *Oeconomia Augustana* einem Barter-Klub sehr gut vergleichbar: Es gilt, die Anzahl der Teilnehmer zu vergrößern, um einen Markt für das neue Verrechnungsverfahren aufzubauen. So erscheint es auch denkbar, daß man, bevor man die *Oeconomia Augustana* startet, mit einem Barter-Klub beginnt. Wenn dann der Klub seine Anfangsschwierigkeiten überwunden hat, kann man die Verrechnungsarbeit einer OA-Bank übertragen und die Annäherung des Tauschklubs an herkömmliche Zahlungstechniken mit neuartigem Geld bewirken.

3. Mitwirkung der öffentlichen Hand

Die Anfangsschwierigkeiten der *Oeconomia Augustana* dürften ganz erheblich sinken, sobald es gelingt, das Projekt auf kommunaler Ebene zu starten und die betroffene Gemeinde dafür zu gewinnen, in das OA-System einzusteigen. Dann wüßte jeder aktuelle und potentielle Teil-

nehmer, daß er wenigstens seine kommunalen Verbindlichkeiten (Gewerbsteuer, Abwasser, Müllabfuhr, Straßenreinigung usw.) mit OA-Liquidität begleichen kann. Das Projekt könnte sogleich mit einer sehr viel höheren »Akzeptanz« des neuen Zahlungsmittels rechnen, weil sich die Bereitschaft der Kommune, das Geld anzunehmen, auswirkt auf die Bereitschaft aller anderen, das »alternde Geld« in Gestalt der OA-Liquidität anzunehmen. |

92

VI. Alterndes Geld kein Allheilmittel

Klar ist schließlich: Nicht alle wirtschaftlichen Aufgaben sind gelöst, wenn diejenigen Probleme vermindert oder aus der Welt geschafft werden, die ihre Ursache im herkömmlichen Geld haben. Nach wie vor werden z. B. natürliche oder selbstgeschaffene Monopole oder monopolartige Positionen Macht vermitteln. Solche Macht wird so lange als Pfründe genutzt werden und Abhängigkeiten erzeugen, wie man sie nicht entschärft. Durch »Tricks mit dem Geld« allein läßt sich da wenig ausrichten. Einige Beispiele zu solchen ungelösten Problemen:

1. Umverteilung und nicht vermehrbare Güter

Überlieferte Vermögensunterschiede sind mit dem »Trick beim Geld« weder für die Gegenwart beseitigt noch für die Zukunft ausgeschlossen. Das mag man je nach Einstellung willkommen heißen oder bedauern. Das Verteilungsproblem wird jedoch *entschärft* dadurch, daß große Vermögen sich nicht mehr gleichermaßen wie bisher auch noch von selbst vermehren. Auch kann man von Geldvermögen nicht mehr leben, ohne daß man dabei ihre Substanz aufzehrt. Für die Zukunft wäre so, was Geld und Geldvermögen betrifft, im wesentlichen dafür gesorgt, daß Kapitaleinkommen, die automatisch mit Vermögen verbunden sind, nicht mehr fließen würden.

Zu den herkömmlichen Einkommen aus Vermögen gehören jedoch nicht nur die Renditen aus Geldvermögen im strengen Sinne (Termingelder, Darlehen, Obligationen usw.). Kapitaleinkünfte stammen auch aus Sachvermögen (Unternehmensanteilen, Aktien, Hausbesitz usw.) und aus sonstigen Vermögenswerten Rechten (Patenten, Nutzungsrechten, Schürfrechten usw.). Wenn man nun die Geldordnung derart ändert, daß das Geld seinen Kapitalcharakter verliert und nur noch als »neutrales Tauschmittel« dazu dient, die übrigen Güter für Transaktionszwecke zu mobilisieren, dann fragt sich, welche Auswirkungen das auf die übrigen Vermögenseinkünfte hat: Werden diese Güter nach wie vor mehr oder weniger leistungslose Einkünfte vermitteln oder nicht? Oder hängt das davon ab, um welche Art von Gütern es sich handelt? |

93

In dem Umfang, wie Anlagen in reinem Finanzkapital uninteressant werden, weil eine reine Geldanlage im idealtypischen Falle nur noch Bestandserhaltung ermöglicht, ist zweierlei zu erwarten: Wirtschaftsteilnehmer, die kaum disponibles Vermögen für Anleger-Zwecke besitzen, werden weniger dazu verführt, auch endlich so viel Vermögen anzuhäufen, daß sie von den Zinsen leben können. Bei ihnen wird das Einkommen, das sie aus ihren laufenden Leistungen erwerben, im großen und ganzen wie bisher verwendet werden.

Bei Wirtschaftsteilnehmern jedoch, die bereits große oder riesige Vermögensmassen angehäuft haben, die als solche verwaltet werden und bei denen laufend Entscheidungen darüber zu

treffen sind, wie freiwerdende Gelder wieder anzulegen sind, – bei diesen »Anlegern« bricht unter den Bedingungen des alternden Geldes vorübergehend eine Art Panik aus: Wohin mit den Geldern, die bisher in Finanzkapitalien angelegt waren?

Im »monetären Wasserkopf« der nationalen Wirtschaft und der Weltwirtschaft haben sich Geldvermögensmassen angesammelt, die insofern den Übergang vom herkömmlichen Geld zu alterndem Geld riskant machen, als man nicht recht abschätzen kann, wohin sich die Liquiditätsmassen ergießen, wenn Finanztitel als Kapitalanlage uninteressant werden. Es wird eine *Flucht in die anderen Kapitalien* geben mit entsprechenden Preisanstiegen oder Preissprüngen, also auch mit einer entsprechenden Verringerung der Renditen bei diesen anderen Kapitalien. Aber »Kapitalien« in dem Sinne, daß knappe Güter als Anlageobjekte fungieren, wird es selbstverständlich weiterhin geben: Sei es, daß der Anleger von steigenden Preisen, sei es, daß er von einer laufenden Knappheitsrendite profitieren will. Und in dem Maße, wie das Finanzkapital uninteressant wird, werden die anderen Kapitalien interessanter.

Zu den interessanter werdenden Kapitalien gehört alles, was über die reine Werterhaltung (Bestandserhaltung) hinaus noch Nutzen oder Erträge abwirft. Schöne Bilder oder Skulpturen z. B., die Werterhaltung erwarten lassen, werfen neben diesem Nutzen, den die »Wertspeicherung« bietet, auch noch einen täglichen Ertrag an Kunstvergnügen ab. Wegen dieser ästhetischen Rendite sind solche Kunstwerke dann bloßen langweiligen Obligationen, die nur Bestandserhaltung bieten, überlegen. Das dürfte auch der Grund gewesen sein, warum im Mittelalter, zur| Zeit der Bracteaten, so viel in »Kunst am Bau« investiert worden ist: Investitionen, deren Schöpfungen wir heute noch bewundern.

Kapitalerträge sind auch noch überall dort zu erwarten, wo begehrte Produkte und Leistungen gefragt, aber nicht in genügendem Umfang erzeugt werden. Das ist der Bereich der »vermehrbaren Güter«. Solange sie knapp sind, gibt der Markt »Knappheitsrenditen« her. Diese Renditen freilich fließen zu den Unternehmern hin, die die knappen Güter herstellen, so daß sie dazu befähigt werden, mehr davon herzustellen. Diese Zusammenhänge sind schon oben erörtert worden, als von den »Schenkungen über die Preise« die Rede war. Solche Knappheitsrenditen haben aber am Ende die Tendenz und Wirkung, daß die Knappheitsrendite in dem Maße sinkt, wie der Markt gesättigt wird durch die gestiegene Produktion.

Alle die vorstehenden Überlegungen stehen freilich noch einmal unter vielerlei Vorbehalten: Künstliche Monopole, Syndikate, Kartelle und dergleichen mehr können zu künstlich hochgehaltenen Knappheitsrenditen führen. Andererseits kann mit ähnlichen Durchhaltekosten, wie man sie dem Geld anheftet, um es altern zu lassen, auch bei anderen knappen Gütern dafür gesorgt werden, daß ihre Rendite sinkt und das Angebot an diesen Gütern steigt. Insbesondere bei Grund und Boden könnte man an solche Methoden denken, um dem Mißbrauch der Knappheits-Lage bei diesem Gut gegenzusteuern. Dabei kommen nicht bloß fiskalisch-hoheitliche Methoden in Betracht, sondern auch freiheitlichere Techniken mit Versteigerungselementen.¹¹⁶

¹¹⁶Siehe dazu Jobst von HEYNITZ. »Votum für eine nutzer- und eigentumsfreundliche Reform des Bodenrechts«. In: *Zeitschrift für Rechtspolitik* (1977), 230ff., 234f., fußend auf einer Studie des gleichen Autors: Jobst von HEYNITZ. *Wettbewerb und Bodenrecht – Eine Untersuchung über den Wettbewerb als technisches Instrument für die Reform des Bodenrechts*. Selbstverlag, 1974.

2. Umweltprobleme

95 Was die Umweltsorgen betrifft, ist alterndes Geld langfristig sicherlich umweltverträglicher als das heutige; denn der vom Geld gesetzte übermäßige Rentabilitätsdruck läßt nach; der pathologische Wachstumszwang verschwindet und es ist zu erwarten, daß Anleger eher wertbeständige Güter als Geldvermögensanlagen suchen, die nur noch eine Null-Rendite erwarten lassen.¹¹⁷ Aber kurzfristig würde das alternde Geld wohl zu einer Wirtschaftsbelebung führen, die zwar das Problem der Arbeitslosen *entschärft* und auch Gelder für Umweltschutz freimacht, die aber auch Ressourcen in Anspruch nimmt und daher auch umweltbelastend wirkt.

3. Der Generationenbetrug

Auch die Ungerechtigkeiten gegenüber Familien mit Kindern werden durch »Tricks mit dem Geld« allein nicht gelöst: Wer Kinder aufzieht, erbringt eine sehr wichtige »Leistung für Andere«. Das sind vor allem Mütter, aber ganz allgemein sind es Eltern. Denn die Kinder dieser Eltern von heute werden die Existenzmittel erarbeiten, von denen auch die heute kinderlosen Menschen morgen leben werden. Jede Sparleistung von heute, jeder Vertrag über Leistungen der Alterssicherung, jede Rentenversicherung wird sinnlos und nutzlos, wenn da später nicht die Kinder von heute sind und erarbeiten, wovon die dann alten Menschen leben. Eben deshalb darf sich das Einkommen einer Familie von heute nicht nur danach richten, was z. B. der »verdienende« Vater für seine wirtschaftlichen Leistungen bekommt. Sonst erbringen die Eltern von Kindern »Zwangsschenkungen« an die Kinderlosen.

96 Nur weil die Kinderlosen von heute *schon heute* zuverlässig erwarten können, daß andere für Nachwuchs sorgen, können sie sorglos in die Zukunft schauen. So erbringen alle Eltern *schon heute* ständig wertvolle Rentenversicherungsdienste an die Kinderlosen.¹¹⁸ Die Lage ist unter den Bedingungen des heutigen Geldes so pervers, daß die Kinderlosen von heute das Geld, das die anderen für ihre Kinder ausgeben, nicht nur verjubeln, sondern auch anlegen können, so daß es sich vermehrt: Später müssen dann die Kinder von heute zusätzliche Arbeit erbringen, um auch noch die Zinsen des Geldes bezahlen zu können, um das ihre Eltern heute geprellt werden.

Das Ganze nennt man den »Generationenvertrag« und kaschiert mit diesem Etikett den Generationenbetrug, um den es sich handelt. Wenn die Zinsen wegfallen, ist zwar die Perversität gemildert, der Betrug aber noch nicht aus der Welt geschafft. Auch insoweit zeigt sich: Es gibt Probleme, die durch »alterndes Geld« zwar mehr oder weniger *entschärft*, aber gerade noch nicht gelöst werden.

¹¹⁷ SUHR, *Die Befreiung der Marktwirtschaft vom Kapitalismus*, s. Anm. 115, 43ff.

¹¹⁸ Bernd WEGMANN. *Transferverfassungsrechtliche Probleme der Sozialversicherung*. Frankfurt a. M., 1987, 324ff.

4. Kapitalistische Institutionen

Was Rudolf Steiner mit Hilfe des alternden Geldes angehen wollte, das haben Marx und andere kritisiert und zu ändern versucht, indem sie die Formen des wirtschaftlichen Eigentums kritisiert und bekämpft haben. Denn sie haben die Ursache des Übels beim Eigentum und bei anderen Strukturprinzipien der marktwirtschaftlich organisierten Wirtschaft vermutet.

Aber der Kapitalismus ist keine Folge der Eigentumsformen, sondern die kapitalistischen Herrschaftsstrukturen des wirtschaftlichen Eigentums sind eine Folge des kapitalistischen Geldwesens. Die Geldbesitzer mit den vollen Kassen hatten und haben es im herkömmlichen Geldsystem in der Hand, Händler, Produzenten und Konsumenten so lange zappeln zu lassen, bis diese realwirtschaftlich tätigen Menschen den Herren über die Liquidität die geforderten Konzessionen machen: Zinsen zahlen, Herrschaftsbefugnisse einräumen usw. Es ist das überlieferte Geld mit seinem Gratis-Jokernutzen, das als Vormachtstellung ausgereizt werden kann und auf diesem Wege seine kapitalistischen Spuren in den Wirtschaftsverhältnissen hinterlassen hat. Indirekt gehören hierher auch die Gewerkschaften als Gegenreaktion auf die Geldmacht, die zur Unternehmerrmacht wurde.

Wenn nun die kapitalistische Misere nicht mehr nur beim Symptom, nicht mehr nur bei den Eigentumsformen bekämpft wird, wenn das Übel vielmehr an der Wurzel, beim Geldsystem kuriert wird, dann ist damit zwar einiges erreicht, aber damit sind nicht auch schon die überlieferten, während des Kapitalismus geformten Institutionen des Wirtschaftslebens aus der Welt geschafft, die als gesetzlich kodifizierte und in Gewohnheiten petrifizierte Strukturen in die postkapitalistische Ära hineinragen.

Zwar wird die ökonomisch-faktische Marktmacht der Herren über den monetären Joker vermindert. Aber das rechtliche Gerüst ihrer überlieferten Kompetenzen gilt zunächst ebenso fort wie die Gewohnheiten zunächst noch andauern. Das gilt auch für die Gewerkschaften, deren Gegner zwar faktisch geschwächt wird, rechtlich aber seine Positionen einstweilen hält. Am Ende steht auch den Gewerkschaften ein Funktionswandel ins Haus: vom überbetrieblichen Faktor als Gegenmacht zum innerbetrieblichen Faktor als unternehmerischer Partner.

97

5. Der monetäre Wasserkopf als »Altlast« des Kapitalismus

Übergangsprobleme ergeben sich aber auch daraus, daß sich unter Geltung des kapitalistischen Geldes Geldvermögensberge akkumuliert haben, die ins Rutschen zu geraten drohen, wenn die Horizonte für Geldanlagen sich durch alterndes Geld spürbar verändern. Ich vermag nicht recht abzuschätzen, wie sich die zu erwartenden Umdisponierungen im monetären Wasserkopf auf die übrige, reale Wirtschaft auswirken werden. Von der Flucht in Sachwerte war schon die Rede. Auch damit muß gerechnet werden, daß Geld, das nicht mehr ohne weiteres selbstvermehrend angelegt werden kann, nicht in physische Wertobjekte gesteckt, sondern »verjubelt« wird. Weder das eine noch das andere ist unbedingt nachteilig: Die Ausgaben des einen sind die Einkommen der anderen. Preisverschiebungen sind zu erwarten...

6. Schutzwürdige Erwartungen kleiner Sparer

Ein Übergangsproblem ergibt sich auch daraus, daß nicht so sehr die eigentlichen »Geldanleger« ohne eigenen echten Zukunftsbedarf, wohl aber kleinere »Sparer« sich mit ihren wirtschaftlichen Erwartungen und Dispositionen darauf eingestellt haben, daß sie später, etwa im Alter, nicht nur die ersparte Valuta, sondern auch die Zinsen des so mühevoll auf die hohe Kante gelegten Geldes erhalten. Wenn sich nun die monetären Verhältnisse derart verändern, daß der durchschnittliche Zinssatz gegen Null Prozent tendiert, sehen sich diese kleinen Sparer in ihren berechtigten und schutzwürdigen Erwartungen enttäuscht. Die Gemeinschaft darf sie dann nicht wieder, wie schon im alten System, in der nachteiligen Rolle sitzen und allein lassen. Soweit freilich langfristig die Kapitalkosten in den verschiedensten Gütern des täglichen Bedarfs sinken, werden auch die kleinen Sparer nicht nur zu ihrem Nachteil, sondern auch zu ihrem Vorteil überrascht, so daß wiederum nicht ohne weiteres vorausgesehen werden kann, ob und in welchen Fällen solidarische Hilfe nötig wird.

Was freilich die typischen kapitalistischen Anleger betrifft, so gibt es für sie kein schutzwürdiges Vertrauen derart, daß sie weiterhin sicher erwarten durften, wie bisher einseitige Einkommen zu Lasten der Händler, Produzenten und Konsumenten einzustreichen.

Es gibt kein Grundrecht darauf, daß die wirtschaftliche Ausbeutung des Nächsten vermittels des monetären Systems weiter so reibungslos funktioniert wie bisher.